

NACHRICHTENBLATT

für die Vereinigung der höheren Postbeamten

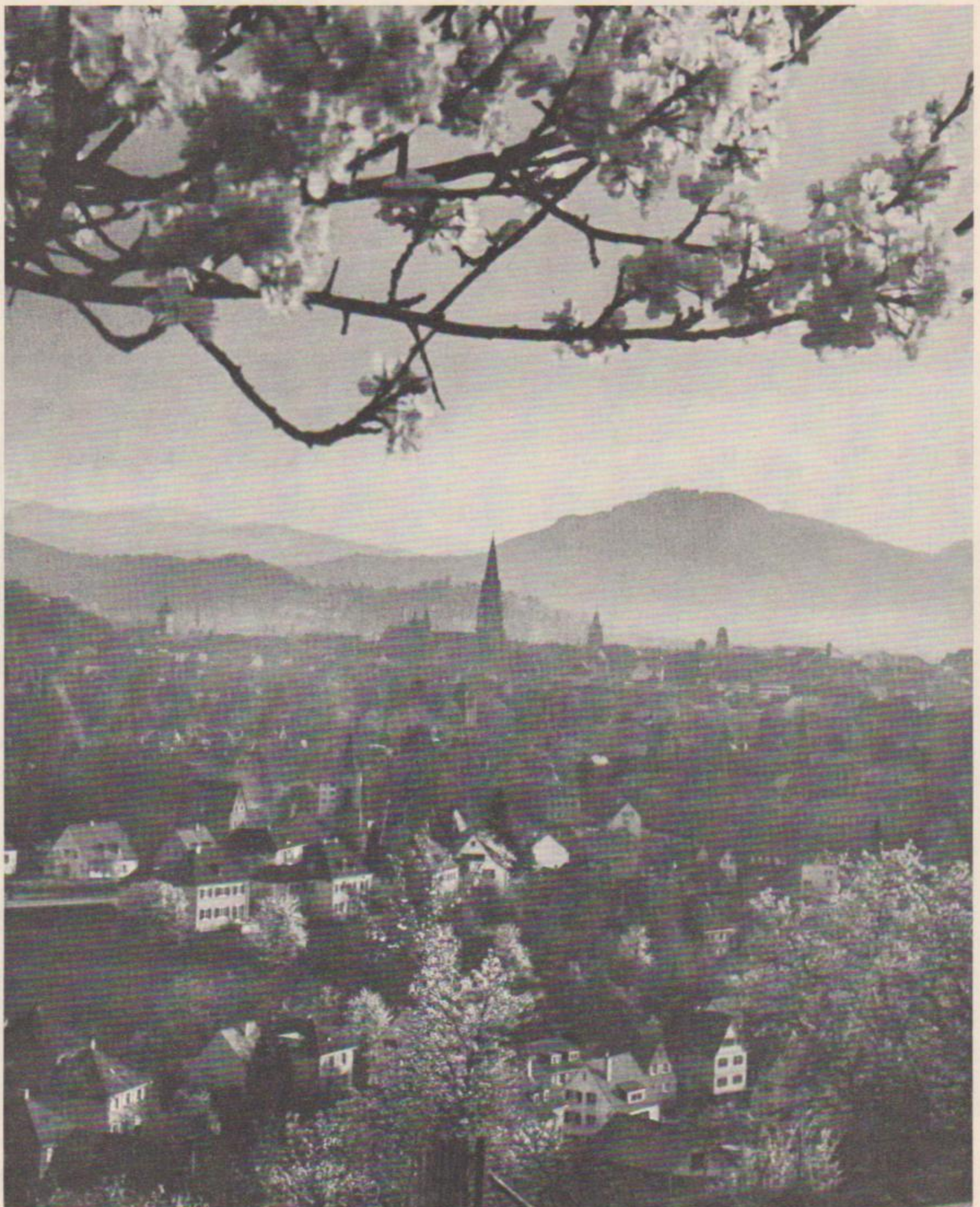
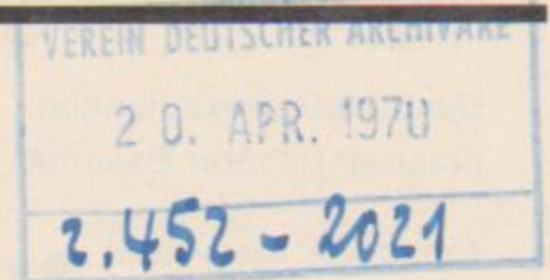
Heft 2

April 1970

6. Jahrgang

Jahrestreffen 1970 in Freiburg (Brg)

27.–29. April 1970



Blick auf Freiburg im Breisgau

Foto W. Prager

Inhalt

Dr. D. Müller-Using und Dipl.-Ing. H.-G. Schultz, Hannover	
Die Versorgungssituation jüngerer höherer Beamter	30
Ernst Schilly, Saarbrücken	
Karl Heinzen (1809-1880) und die preußische Bürokratie	34
Dipl.-Ing. Horst Plath, Hamburg	
Gedanken zur Zeit	39
Jahrestreffen 1970 in Freiburg/Br.	49
Aus der Arbeit des Hauptvorstandes	50
Dr. Klietmann	
Frauen im Dienst der Post	51

Einsendeschluß für Beiträge jeweils vier Wochen
vor dem Erscheinungstermin.

Verlag: ACO Verlags- und Druck-GmbH,
33 Braunschweig, Kalenwall 1, Telefon (05 31) 2 24 95/96.

Herausgeber: Vereinigung der höheren Postbeamten,
Nürnberg.

Redaktion: Vizepräsident a. D. Dipl.-Ing. Fritz Harder,
205 Hamburg 80, Häußlerstr. 47, Fernsprecher 7 38 54 34.

Einzelheft: für Mitglieder —,80 DM, sonst 1,25 DM.

Auflage 3000.

Anzeigenverwaltung: ACO Verlags- und Druck-GmbH,
Braunschweig.
Anzeigenpreisliste 1 — Familienanzeigen dreigespalten,
Spaltenbreite 52 mm. Grundpreis mm = 0,75 DM.

Zahlungen: ACO Verlags- und Druck-GmbH, Braunschweig,
Postscheckkonto Hamburg 2008 88.

Gesamtherstellung: ACO DRUCK GMBH, Braunschweig,
Postfach 975.

Die mit Namen gezeichneten Artikel geben die persönliche
Meinung der Verfasser wieder. Wenn sich diese mit der
Meinung des Hauptvorstandes decken, wird dieses aus-
drücklich erwähnt.

Die Versorgungssituation jüngerer höherer Beamter

Dr. D. Müller-Using und
Dipl.-Ing. H.-G. Schultz, Hannover

- A. Einführung in die Problemstellung
- B. Die zur Zeit geltenden Regelungen
 - I. Begriff und Ursachen der Dienstunfähigkeit
 - II. Die Folgen der Dienstunfähigkeit
 - a) Übersicht
 - b) Entlassung
 - c) Zuruhesetzung
 - d) Zusammenstellung der Versorgungsmöglichkeiten
 - III. Die tatsächliche Höhe der Versorgung
 - a) des Dienstunfähigen und seiner Familie
 - b) der Witwe und der Waisen
- C. Verbesserungsvorschläge
- D. Ausblick

A. Einführung in die Problemstellung

Jüngeren Beamten ist das Versorgungsrecht (§ 105 ff. Bundesbeamtengesetz — BBG —) weithin unbekannt. Das ist nur natürlich; denn in jungen Jahren ist man optimistisch und verscheucht aufkommende Gedanken an Dienstunfähigkeit oder gar Tod. Wer jedoch mit Verantwortungsbewußtsein gegenüber sich selbst oder seinen Angehörigen aufmerksam seine Versorgungsansprüche prüft, wird unliebsame Überraschungen erleben, die im Grunde und in der Höhe dieser Ansprüche liegen. So ist uns der Fall eines Postassessors bekannt, der mit 31 Jahren einer tückischen Krankheit erlag und dessen Witwe lediglich für die Dauer eines Jahres einen Unterhaltsbeitrag von 84,76 DM erhielt.

Mit der vorliegenden Abhandlung haben wir uns zum Ziel gesetzt, jüngeren Beamten (vom Referendar bis zum Oberrat) einen Abriß der wichtigsten Bestimmungen der Versorgung zu geben, wobei wir betonen möchten, nicht im Auftrag einer Lebens- oder Pensionszusatzversicherung zu handeln. Im Blickpunkt soll der Laufbahnbeamte des höheren Dienstes stehen. Die Probleme werden anhand der beim Bund geltenden Bestimmungen erörtert. Der Aufsatz befaßt sich nicht näher mit den sich aus der Nachversicherung ergebenden Möglichkeiten, weil Rentenbezüge aus der Angestelltenversicherung sich nach den allgemeinen Vorschriften des Sozialversicherungsrechts richten.

B. Die zur Zeit geltenden Regelungen

I. Geht man lediglich vom Gesetzestext aus (§ 42 Abs. 1 BBG), so ist die Dienstunfähigkeit ohne Rücksicht auf deren Entstehungsgründe die dauernde Unfähigkeit (infolge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche der körperlichen oder geistigen Kräfte), die Dienstpflichten zu erfüllen.

Man hat drei verschiedene Ursachen der Dienstunfähigkeit zu unterscheiden:

1. Dienstunfähigkeit aufgrund eines Dienstunfalls,
2. Dienstunfähigkeit aufgrund einer Dienstbeschädigung,

Einst Utopie – heute Wirklichkeit: Ein Verstärker für 10 800 Fernsprechanäle

Den Weg zum breitbandigsten aller Verstärker für Koaxialkabelstrecken markieren die Siemens-Pionierleistungen

- 1936 Verstärker für 200 Sprechkanäle
- 1952 Verstärker für 960 Sprechkanäle
- 1960 Verstärker für 2700 Sprechkanäle
- 1970 Verstärker für 10 800 Sprechkanäle

Die jüngste Spitzenleistung – ein Verstärker sehr hoher Linearität mit der Übertragungsgrenze 60 MHz – wurde erreicht durch konsequente Anwendung neuer technolo-

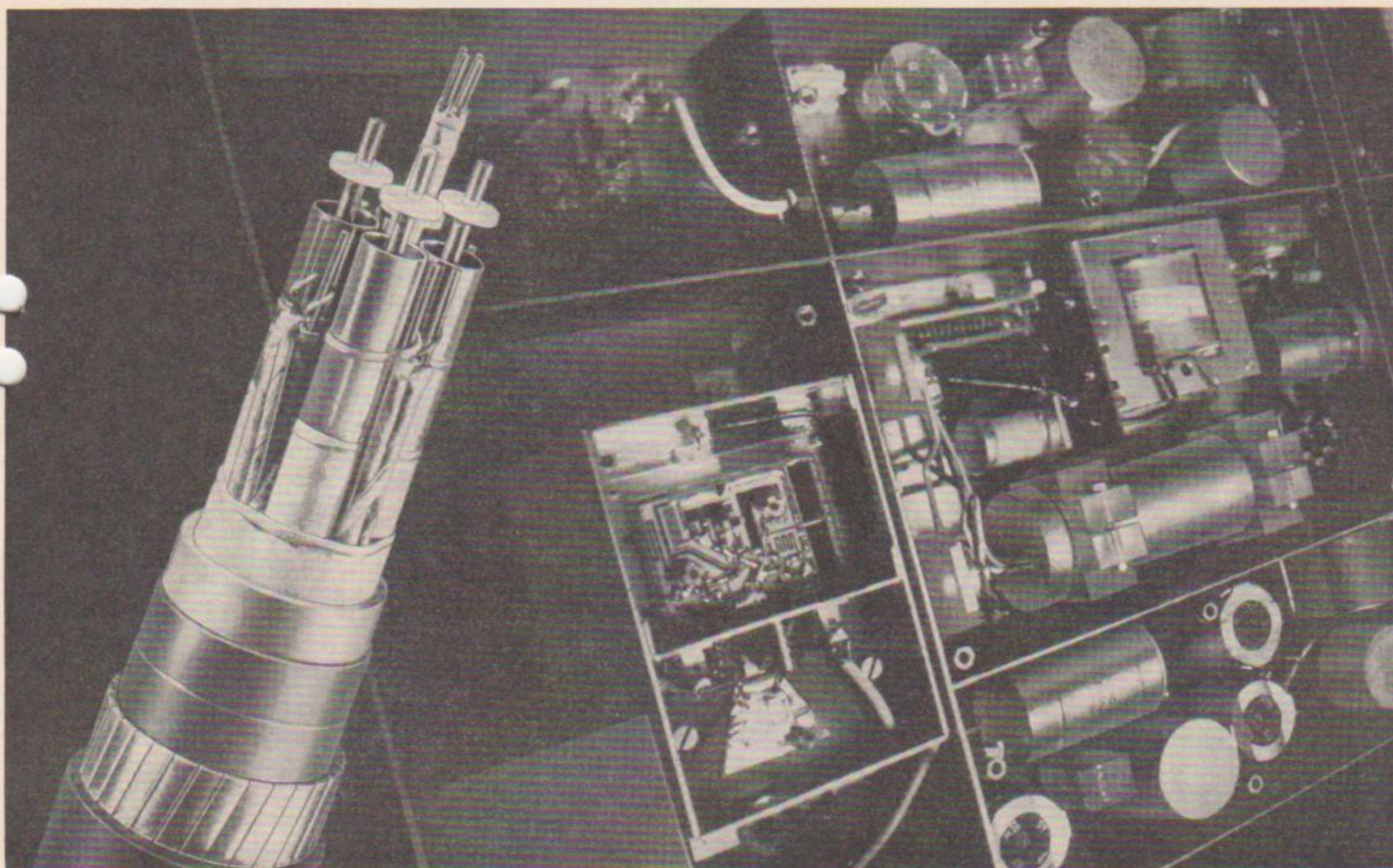
gischer Möglichkeiten wie der Schichtschalttechnik für das Herzstück des Verstärkers.

Die unterirdisch in Behälter eingebauten Verstärker sind in bewährter Weise temperaturgesteuert.

- Den 60-MHz-Verstärker zeigen wir zur Hannover-Messe in Halle 11 neben einem Querschnitt aus der ganzen Nachrichtenübertragungstechnik

Weitere Auskünfte durch Siemens Aktiengesellschaft, Bereich Weitverkehrstechnik

8000 München 25, Postfach 704.



TF-Breitbandsysteme von Siemens

3. Dienstunfähigkeit aufgrund einer außerdienstlichen Krankheit oder eines außerdienstlichen Unfalls.

Als unklar erscheint allenfalls die Dienstbeschädigung. Sie ist gegenüber dem Dienstunfall der umfassendere Begriff. Ihre Regelung hat sie in § 106 Abs. 1 Ziffer 2 sowie § 46 Abs. 1 BBG gefunden: Krankheit, Verwundung oder sonstige Beschädigung, die sich ein Beamter ohne grobes Verschulden bei Ausübung oder aus Veranlassung des Dienstes zugezogen hat. Beispiele sind schwere ansteckende Krankheiten, die sich ein Beamter während des Dienstes zuzieht (z. B. Tbc), oder ein *nachweislich* auf ständiger dienstlicher Überbeanspruchung beruhender Herzinfarkt.

II. a) Der Eintritt der Dienstunfähigkeit führt zur Entlassung oder zur Zuruhesetzung des Betroffenen, je nach seiner beamtenrechtlichen Stellung und je nach Ursache der Dienstunfähigkeit. Eine Übersicht hierzu vermittelt Tabelle I.

Tabelle I: Beamtenrechtliche Folgen bei Eintritt einer Dienstunfähigkeit

	Dienstunfall	Dienstbeschädigung	außerdienstlich entstandene Dienstunfähigkeit
Referendar (Beamter auf Widerruf)	Entlassung § 32 (1) BBG	Entlassung § 32 (1) BBG	Entlassung § 32 (1) BBG
Assessor (Beamter auf Probe)	Zuruhesetzung § 46 (1) BBG	Zuruhesetzung § 46 (1) BBG	Entlassung § 31 (1) 3. BBG
Rat, Oberrat (Beamter auf Lebenszeit) Wartezeit nicht erfüllt	Zuruhesetzung § 42 (1) BBG	Zuruhesetzung § 42 (1) BBG	Entlassung § 35 Satz 2 BBG
Rat, Oberrat (Beamter auf Lebenszeit) Wartezeit erfüllt	Zuruhesetzung § 42 (1) BBG	Zuruhesetzung § 42 (1) BBG	Zuruhesetzung § 42 (1) BBG

b) Der vorstehenden Tabelle ist zu entnehmen, daß Beamte auf Widerruf wegen ihrer schwachen Beziehung zum Dienstherrn keinerlei Versorgungsansprüche haben. Mit der Entlassung aus dem Beamtenverhältnis korrespondiert zwar generell die Möglichkeit, nach dem Ermessen der Verwaltung einen Unterhaltsbeitrag für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit oder -beschränkung zu erhalten (§ 120 BBG), doch können Referendare mit dem Unterhaltsbeitrag nur bei einer durch Dienstunfall verursachten Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit rechnen (§ 142 Abs. 1 BBG), nicht aber bei Dienstbeschädigung oder außerdienstlich entstandener Dienstunfähigkeit.

Beamte auf Probe werden lediglich dann entlassen, wenn die Dienstunfähigkeit außerdienstlich begründet ist. Eine hier nicht betrachtete Ausnahme bildet die Möglichkeit (§ 46 Abs. 2 BBG) der Zuruhesetzung eines Beamten auf Probe bei absolvierter Dienstzeit von zehn Jahren (Beispiel: gehobener Beamter ergreift nach mehrjährigem Dienst ein Studium und meldet sich nach den Examina als Laufbahnbeamter für den höheren Dienst; während der Assessorenzeit wird er ohne Zusammenhang mit dem Dienst dienstunfähig).

Unverständlich ist jedoch, daß ein Beamter auf Lebenszeit bei einer außerdienstlich verursachten Dienstunfähigkeit vor Erfüllung der zehnjährigen Wartezeit (§ 106 Abs. 1 Ziffer 1 BBG) versorgungsrechtlich um keinen Deut besser gestellt ist als ein Beamter auf Probe. Denn der Beamte auf Lebenszeit ist doch endgültig angestellt worden, weil er sich in der Probezeit bewährt hat. Trotzdem wird seinen Versorgungsansprüchen mit der Wartezeit ein künstlicher Riegel vorgeschoben, der z. B. in vielen Landesbeamten-gesetzen nicht existiert.

Die Wartezeit beginnt bei der ersten Ernennung zum Beamten, im höheren Dienst also im allgemeinen mit der Ernennung zum Referendar, zu laufen. Vom Gerechtigkeitsstandpunkt aus wäre es sehr erstrebenswert, wenn dieses Versorgungshindernis beseitigt, mindestens aber die Wartezeit verkürzt oder z. B. durch Anrechnung der Studienzeit rechnerisch vermindert würde. Denn es ist zu berücksichtigen, daß allein der höhere Beamte infolge seines Studiums später als die Angehörigen anderer Laufbahnen zum Beamten ernannt wird und deshalb diesen gegenüber im Nachteil ist.

Referendare, Assessoren, Räte usw. sind aufgrund des geltenden Sozialversicherungsrechts (Angestelltenversicherungsgesetz – AVG) versicherungsfrei. Scheiden sie jedoch durch Entlassung aus der versicherungsfreien Tätigkeit aus, ohne daß ihnen nach beamtenrechtlichen Vorschriften oder Grundsätzen eine lebenslängliche Versorgung gewährt wird, so sind sie für die Zeit, in der sie sonst in der Rentenversicherung der Angestellten versicherungspflichtig gewesen wären, nachzuversichern. Für diesen Fall muß der Dienstherr beide Anteile – den des Arbeitgebers und den des Arbeitnehmers – voll entrichten. Die Beiträge gelten dann als rechtzeitig entrichtete Pflichtbeiträge. Daß selbstverständlich in der Sozialversicherung die dort üblichen Wartezeiten zu beachten sind (z. B. 60 Monate für eine Rente aus Erwerbs- oder Berufsunfähigkeit, falls nicht ein Arbeitsunfall vorliegt), sei nur am Rande erwähnt. Andererseits gibt es hier aber Sonderregelungen für Härtefälle (z. B. Zurechnungszeiten).

Die Nachversicherung erfolgt nur für die Zeiten, in denen die tatsächlichen Merkmale eines versicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnisses im Sinne des Sozialversicherungsrechts vorgelegen haben. Bei einer Beurlaubung ohne Dienstbezüge kann daher nach herrschender Ansicht diese Zeit selbst dann nicht nachversichert werden, wenn der beurlaubende Dienstherr sich dazu verpflichtet haben sollte. Das Sozialversicherungsrecht, das allein maßgebend ist, bietet für derartige Regelungen keine Stütze.

Dies dürfte den wenigsten jüngeren höheren Beamten bewußt sein, wenn sie sich z. B. für eine Tätigkeit in der Entwicklungshilfe beurlauben lassen. Mit der Zusicherung der beamtenrechtlichen Besitzstandswahrung (z. B. Anerkennung der Zeit der Entwicklungshilfe als ruhegehaltstfähige Dienstzeit nach § 111 Abs. 1 Ziffer 5 BBG) und dem Abschluß von Kranken-, Unfallversicherungen usw. für die Zeit der Entwicklungstätigkeit selbst, glaubt man leicht, die Versorgungsbelange umfassend gesichert zu haben. Erleidet der Entwicklungshelfer aber nach der Heimkehr z. B. auf einer Sonntagnachmittag-Spazierfahrt einen Unfall, der zur Dienstunfähigkeit führt, kann er zu seinem Entsetzen feststellen, daß diese Zusicherung gegenstandslos ist. Denn wenn er die Wartezeit noch nicht

erfüllt hat, wird er entlassen. Bei der Nachversicherung aber wird die Zeit der Entwicklungshilfe nicht berücksichtigt.

c) Die nicht zu entlassenden höheren Beamten werden nach den „Normalregelungen“ zur Ruhe gesetzt (vgl. Tabelle I). Das Ruhegehalt berechnet sich dabei auf der Grundlage der ruhegehaltstfähigen Dienstzeit und der ruhegehaltstfähigen Dienstbezüge (§ 107 BBG). Die Berechnung der ruhegehaltstfähigen Zeiten, die einen wesentlichen Faktor bilden, ist eine Wissenschaft für sich; für den höheren Beamten ist hauptsächlich (außer den Beamten-Dienstzeiten) die Anerkennungsmöglichkeit des Hochschulstudiums wichtig. Zur Berücksichtigung der Studienzeiten beim Ruhegehalt ist ein Antrag erforderlich (§ 116 a BBG). Als Dienstbezüge zählen im wesentlichen Grundgehalt und Ortszuschlag.

Für den dienstunfähig gewordenen Beamten ist die Erlangung eines Rechtsanspruchs auf ein (Unfall-)Ruhegehalt das rechtlich erzielbare Optimum. Ob es sich auch hinsichtlich der absoluten Höhe der Versorgung um optimale Verhältnisse handelt, wird im folgenden noch näher zu betrachten sein.

d) Tabelle II zeigt die Möglichkeiten der Versorgung eines dienstunfähigen Beamten nach dem Bundesbeamten- bzw. Angestelltenversicherungsgesetz in Korrespondenz zu Tabelle I auf.

Tabelle II: Quellen der Versorgung bei den nach Tabelle I gegebenen Rechtsfolgen

	Dienstunfall	Dienstbeschädigung	außerdienstlich entstandene Dienstunfähigkeit
Referendar	Nachversicherung § 9 AVG, daneben Unterhaltsbeitrag § 142 BBG	Nachversicherung § 9 AVG	Nachversicherung § 9 AVG
Assessor	Unfallruhegehalt § 140 BBG	Ruhegehalt § 106 ff. BBG	Nachversicherung § 9 AVG bzw. Unterhaltsbeitrag § 120 BBG
Rat, Oberrat Wartezeit nicht erfüllt	Unfallruhegehalt § 140 BBG	Ruhegehalt § 106 ff. BBG	Nachversicherung § 9 AVG bzw. Unterhaltsbeitrag § 120 BBG
Rat, Oberrat Wartezeit erfüllt	Unfallruhegehalt § 140 BBG	Ruhegehalt § 106 ff. BBG	Ruhegehalt § 106 ff. BBG

III. a) Zur Veranschaulichung der finanziellen Auswirkung der Versorgung soll in Tabelle III ein Zahlenbeispiel dargestellt werden, das wieder auf der Systematik von Tabelle I aufbaut. Als Muster ist ein Akademiker gewählt worden, der nach zehn Semestern Studium zuzüglich einer Prüfungszeit von sechs Monaten im Alter von 26 Jahren Referendar wird, mit 29 Jahren Assessor ist und mit 32 Jahren Rat und Beamter auf Lebenszeit wird. Er hat die Wartezeit nach § 106 Abs. 1 Ziffer 1 BBG im Alter von 36 Jahren erfüllt. Er ist verheiratet ohne Kinder, erhält Ortszuschlag S und sein Besoldungsdienstalter beginnt

mit dem 21. Lebensjahr (Regelbeginn). Die in Tabelle III angegebenen Beträge sind hinsichtlich der Unterhaltsbeiträge *Höchstsätze* für die erreichbare Versorgung. Zum besseren Vergleich mit dem derzeitigen Einkommen sind auch die jeweiligen Prozentsätze der ruhegehaltstfähigen Dienstbezüge angeführt. Die Bezüge sind nach den ab 1. 1. 1970 geltenden neuen Sätzen berechnet.

Tabelle III: Beispiel für die Höhe des (Unfall-)Ruhegehalts bzw. des Höchstsatzes eines Unterhaltsbeitrags. Prozentsätze bezogen auf ruhegehaltstfähige Dienstbezüge.

	Dienstunfall		Dienstbeschädigung		außerdienstlich entstandene Dienstunfähigkeit	
	%	DM	%	DM	%	DM
Referendar 26 Jahre	66 2/3	1238,60 (ohne Rente)	—	—	—	—
Assessor 29 Jahre	66 2/3	1588,40	35	833,91	35	833,91
Rat 32 Jahre	66 2/3	1588,40	37	881,57	37	881,57
Rat 36 Jahre	66 2/3	1588,40	45	1072,17	45	1072,17

Sind Kinder vorhanden, so erhöhen sich die Bezüge um den Kinderzuschlag und einen im Ortszuschlag enthaltenen Anteil. Für das erste Kind ist in unserem Beispiel mit 64,— DM beim Mindestsatz (35 %) bzw. 76,67 beim Dienstunfall (66 2/3 %) zu rechnen. Für das 2. bis 5. Kind erhöhen sich diese Beträge um 2,45 DM bzw. 4,66 DM.

b) Stirbt ein jüngerer höherer Beamter, so ist die finanzielle Versorgung seiner Witwe naturgemäß auch nicht überwältigend; die Regelungen sind sich ähnlich: Für die Witwe ist unter gewissen Voraussetzungen ebenfalls ein Unterhaltsbeitrag bzw. eine Hinterbliebenenrente aus der Angestelltenversicherung möglich; das (Unfall-)Ruhegehalt wandelt sich in ein (Unfall-)Witwengeld. Alle Bezüge sind auf 60 % gekürzt. Nebenbei sei bemerkt, daß im Todesfalle eines Beamten auf Lebenszeit seine Witwe in jedem Falle einen Anspruch auf Witwengeld erhält. Die Erfüllung der Wartezeit wird nicht verlangt (§ 123 Abs. 2 BBG).

Tabelle IV: Beispiel für die Höhe des (Unfall-)Witwengeldes bzw. des Höchstsatzes eines Unterhaltsbeitrags für die Witwe. Prozentsätze bezogen auf ruhegehaltstfähige Dienstbezüge des Verstorbenen.

	Dienstunfall		Dienstbeschädigung		außerdienstlich entstandene Dienstunfähigkeit	
	%	DM	%	DM	%	DM
Referendar 26 Jahre	40	743,16 (ohne Rente)	—	—	—	—
Assessor 29 Jahre	40	953,04	21	500,35	21	500,35
Rat 32 Jahre	40	953,04	22,2	528,95	22,2	528,95
Rat 36 Jahre	40	953,04	27	643,31	27	643,31

Es soll hier genügen, in Tabelle IV diejenigen Bezüge anzuführen, die die Witwe des im vorigen Abschnitt als Beispiel betrachteten höheren Beamten bestenfalls erhalten kann. Die Prozentzahlen geben an, wieviel von den Ruhegehaltsfähigen Dienstbezügen des Verstorbenen der Witwe verbleibt.

Für Kinder gibt es wieder Kinderzuschlag, der auch einer Vollwaise zusteht (§ 156 Abs. 2 BBG) und den aus dem Ortszuschlag stammenden Anteil. Beides ergibt 58,40 DM für das erste Kind beim Mindestsatz (35 %) bzw. 66,— DM beim Dienstunfall ($66\frac{2}{3}$ %), die Steigerung für das 2. bis 5. Kind beträgt je 1,47 DM bzw. 2,80 DM.

Zu diesen Bezügen kommt noch das Waisengeld. Es beträgt für Halbweisen 12 %, für Vollweisen 20 % des Ruhegehalts (§ 127 Abs. 1 BBG) und erhöht sich auf 30 % des Unfall-Ruhegehalts für jedes waisenberechtigte Kind, wenn der Beamte an den Folgen des Dienstunfalls gestorben ist (§ 144 Abs. 1 Ziffer 2 BBG). Unterhaltsbeiträge bis zur Höhe des Waisengelds sind möglich.

Da sich der Interessierte anhand von Tabelle III unter Anwendung der eben genannten Prozentsätze die für seinen Familienstatus zutreffenden Beträge leicht selbst errechnen kann, sei auf eine weitere Tabelle an dieser Stelle verzichtet.

C. Verbesserungsvorschläge

Auf eine ins einzelne gehende Diskussion über die Auskömmlichkeit der in den Tabellen angegebenen Versorgungsbezüge möchten wir verzichten. Die Zahlenangaben sprechen wohl für sich selbst und wir glauben, daß die Verbesserungsbedürftigkeit gewisser Regelungen sofort einleuchtet. Nicht nur unter dem Eindruck der z.Z. herrschenden Entwicklung auf dem Gebiet der Lebenshaltungskosten muß man der Ansicht sein, daß die Grundsätze und die Höhe der Versorgung überarbeitet werden sollten. Die geltenden Bestimmungen scheinen uns mit den Möglichkeiten für eine angemessene Lebensführung (Alimentationsprinzip) im Widerspruch zu stehen. Insbesondere stellt der Unterhaltsbeitrag nur eine Art Existenzsicherung dar, der noch dazu sozusagen Gnadencharakter hat. Damit ist er rechtlich schwächer ausgestaltet als der Anspruch auf Sozialhilfe, der

Asozialen nach dem Bundessozialhilfegesetz zuerkannt wird.

Ferner ist nicht einzusehen, warum im Zusammenhang mit einer Dienstbeschädigung geringere Versorgungssätze gewährt werden als nach einem Dienstunfall. Beide Ursachen der Dienstunfähigkeit ähneln einander so stark, daß unseres Erachtens eine unterschiedliche Versorgung unter keinen Umständen gerechtfertigt ist.

Eine gewisse Verbesserung der Versorgung würde sich erzielen lassen, indem man den Mindestruhegehaltssatz von 35 % auf 40 % und das Witwengeld von 60 % auf 70 % erhöht. Möglicherweise sollte parallel mit der Erhöhung des Mindestruhegehaltssatzes auf 40 % eine ebenfalls anzustrebende Festsetzung des Höchstsatzes auf 80 % gehen, worauf hier jedoch nicht näher eingegangen werden soll.

Nach unserer Ansicht sollte man also folgende Verbesserungen in Erwägung ziehen:

1. Wegfall bzw. Verkürzung der Wartezeit nach § 106 Abs. 1 Ziffer 1 BBG, mindestens jedoch Anrechnung des Studiums auf die Wartezeit.
2. Bei Beamten auf Lebenszeit, bei denen die Wartezeit noch nicht erfüllt ist, muß auch bei Dienstunfähigkeit ohne Zusammenhang mit dem Dienst ein echter Versorgungsanspruch gewährleistet sein.
3. Die Versorgungsansprüche aus einer Dienstbeschädigung müssen denen aus einem Dienstunfall angeglichen werden.
4. Erhöhung des Mindestruhegehaltssatzes (§ 118 Abs. 1 BBG) von 35 % auf 40 %.
5. Erhöhung des Witwengeldes (§ 124 Satz 1 BBG) von 60 % auf 70 %.

D. Ausblick

Wir glauben, mit unseren Ausführungen einen Mißstand aufgezeigt zu haben, der im Zuge einer gesetzlichen Neuordnung beseitigt werden müßte. Das setzt voraus, daß eine breitere Öffentlichkeit sich dieses Anliegen, das ja nicht nur den höheren Dienst berührt, zu eigen macht. Als ersten Schritt hat der Bezirksverein Hannover einen entsprechenden Verbesserungsantrag für das Jahrestreffen 1970 der Vereinigung der höheren Postbeamten eingebracht. Möge er dort Resonanz finden ...

Karl Heinzen (1809-1880) und die preußische Bürokratie

Ernst Schilly, Saarbrücken

Auf den „Berliner Beamtentagen 1969“ gehörten „Bürokratie“ und „Bürokratisierung“ auch zu den Themen und Diskussionen. Max Webers Annahme, Bürokratisierung sei in ihrem Wesen als vernunftorientiertes System eine unausbleibliche und in sich unzerstörbare Erscheinung, nicht zuletzt, weil unbestechliche und nahezu abstrakt urteilende Experten ihre Träger seien, steht heute der Vorwurf des weniger auf Dynamik als auf Unbeweglichkeit beruhenden, einen unpersönlichen Herrschaftsapparat stützenden Machtfaktors in unserer Gesellschaft gegenüber¹⁾. Bürokratie wird erfahren, sei es vom „Publikum“, sei es von ihren Trägern. Einen Einblick in diese Welt,

wie sie sich vor fast 150 Jahren in Preußen darbot, vermittelt in aufrüttelnder Weise Karl Heinzen in seiner „Preußischen Bürokratie“; eine nähere Betrachtung dieser Schrift und ihres Verfassers erscheint sinnvoll auch im Sinne von H. Dorns Bemerkungen über den „Sinn einer Beschäftigung mit der Geschichte“²⁾.

¹⁾ W. Berger, Ein neues verfassungskonformes Gesellschaftsbild, in: DVBl Nr. 23/1969, ferner auch H. Bonson, Strukturwandlungen und Reformen in der öffentlichen Verwaltung, ihre Ursachen und Wirkungen, in: ZPF Nr. 2/1970, S. 68.

²⁾ S. Nachrichtenblatt der Vereinigung der höheren Postbeamten Nr. 6/1969, S. 163 f.

Balzac gibt in seinen „Employés“, voll durch sein Leben vielfach bestätigter Resignation, einmal zu, der Staat sei genötigt, lieber mit jenen Beamten zusammenzuarbeiten, die zwar nichts Wesentliches und Neues zu bieten hätten, aber den reibungslosen Weiterlauf der Maschine garantierten, als mit Menschen, die wohl das Große und Gute wollen, es jedoch nicht vollenden können, weil ihnen von allen Seiten hundert Knüppel zwischen die Beine geworfen werden. Das ließ sich nicht nur für Frankreich sagen, das „durch das Zutun Napoleons zum Paradoxon der der Bureaucratie“ gewordene „Vaterland der Routine, des Formelwesens und konservativer Überlieferungen“³⁾. Auch Theodor Fontane vereinfacht mit seinem späten Sarkasmus, nicht weit vom Dichter der „Comédie humaine“ entfernt, dem er von Geist und Blut her nicht fremd war, in einer Skizze aus seinem Nachlaß („Wie sich meine Frau einen Beamten denkt“), die Welt, die er selbst mit dem Verzicht auf das Amt eines Ersten ständigen Sekretärs der Königlich-Akademie der Künste in Berlin aufgab, indem er die darin werkenden Geschöpfe in einem Zehnpunktecatalog lächerlich zu machen versuchte:

„1. Ein Beamter lebt lange; 2. Solange er lebt, hat er ein auskömmliches Gehalt; 3. Ist er krank, so wird er vertreten. Je öfter, desto besser; 4. Badereisen sind garantiert; 5. Der Dispositionsfond ist unerschöpflich und wird nur von der unergründlichen Güte seines Verwalters übertroffen; 6. Arbeit = Chimäre; 7. Dienststunden werden gehalten oder nicht gehalten. Werden sie gehalten, so wechselt die Lektüre der National-Zeitung mit der Vossischen; 8. Fehler sind gleichgültig, solange nur nach außen hin die eigene und des Standes Unfehlbarkeit gewahrt bleibt“⁴⁾.

Zwischen diesen kennzeichnend düster-verzerrenden, in der Tendenz negativen Aspekten einer soziologisch so bedeutsamen Erscheinung wie das Beamtentum einerseits, der historisch-rechtlichen Analyse Herbert v. Borchs, mit dem preußisch-deutschen Beamtentum sei die jahrtausendalte Geschichte der Bürokratie in einen Grenzfall eingemündet⁵⁾, bei dem dieses Phänomen von Unausweichlichkeit fast in begrifflicher Reinheit hervortrete, und Otto Hintzes⁶⁾ beinahe monumental drapierter Definition des Beamten andererseits als des Angehörigen eines Standes, der von jeher ein Annex der herrschenden Gewalten kriegerischer oder priesterlicher Art und deren verlängerter Arm, Gehilfe und Werkzeug, Dienerschaft sei, inmitten dieser sowohl bei v. Borch („unbedingte Subordination mit allen Verkümmerserscheinungen“) als auch bei Hintze („Unterwürfigkeit nach oben, Brutalität nach unten, Eitelkeit und Beschränktheit“) in bedenklicher Nähe zu gefälligen, kabarettistisch verwertbaren Formulierungen sich bewegenden feuilletongefährdeten Anschauungen liegt das aufwühlende Erlebnis eines einstmaligen preußischen Beamten, der vor neunzig Jahren in den Vereinigten Staaten verstorben ist, wohin ihn die Flucht, Kennzeichen der politischen deutschen Mitte des vorigen Jahrhunderts, verschlagen hatte. Karl Heinzen hat seiner mißratenen Beamtenkarriere in Preußen eine literarische Würdigung zuteil werden lassen, an

die aber hier nicht nur deshalb erinnert werden soll, weil sie, auch in ihrer teilweise giftigen Übertreibung, den, trotz aller, oft das Gegenteil vermuten lassender Einzelercheinungen, auch in unseren Tagen unübersehbaren Abstand hervortreten läßt, den eine Entwicklung im Verlauf von hundert Jahren geschaffen hat, sondern, und das vor allem, weil das Pamphlet den unwandelbaren Charakter gewisser offenbar systemimmanenter soziologischer Sach- und Personentypen wenn auch in greller Schwarz-Weiß-Manier zeichnet (nur die scharfe Zeichnung, die schon die Karikatur streift, macht die Wirkung, sagt Fontane); eine derartige Darstellungstechnik gibt das Wesentliche stets leichter und klarer zu erkennen, indem sie Abstriche unabdingbar macht, ohne den Gehalt zu verwässern, und Reformen um so dringender verlangt.

Heinzen, Freigeist und Republikaner, dessen Leben ausgefüllt war von dem „Kampf für die liberalen Ideen in ihrer idealsten Form, gegen alle übrigen Weltanschauungen und politischen Parteien seiner Zeit“⁷⁾, erlebte bereits im Elternhaus die „Monopolisierung gesellschaftlicher Machtpositionen“ in Gestalt der „Konzentration des verwaltungsmäßigen Handelns“⁸⁾: Sein Vater, Jurist und Forstmann, verschloß sich mit seinem innersten Denken und Fühlen dem Sohn gegenüber so vollständig, daß seine Wandlung von der Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution zur Anstellung im preußischen Staatsdienst diesem ein Geheimnis blieb, wenn er in dieser Metamorphose nichts anderes als den nackten Existenzzwang erkennen wollte, der später ihn ebenfalls zu einem solchen Schritt bewegen sollte, zu einem Entschluß, der den Staatsdiener dazu treibt, tagaus, tagein in seinem Büro zu sitzen, pünktlich jeden Ersten des Monats sein Gehalt aus der Staatskasse in Empfang zu nehmen und im übrigen zu schreiben, zu schreiben, zu schreiben, wie der Freiherr vom Stein hoch von seinem Herrnsitz herab über den Mietlingsgeist der bezahlten Beamten spotten zu können glaubte.

Der Sohn Karl studierte in Bonn Medizin, wurde aber wegen exzessiven Duellierens und Kneipens für immer relegiert und ins Abenteuer getrieben, das ihn in der holländischen Fremdenlegion nach Batavia führte, aus der er allerdings ernüchert nach wenig mehr als einem Jahr nach Preußen zurückkehrte, um Einjährig-Freiwilliger zu werden. Die Liebe zu einer Offizierswitwe bewegte den Zweiundzwanzigjährigen, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Steuersupernumerar in Düsseldorf, wo er nach seinen eigenen Worten mit „Handlangerarbeiten von Handlangern“ beschäftigt wurde, Kollationator bei der Provinz-Steuerdirektion, Torempfänger in Kleve und Elberfeld, Steueraufseher in Gummersbach und schließlich ein Posten auf dem Hauptsteueramt in Köln — das waren die Stationen eines nur kurzen, acht Jahre dauernden Lebens in „Unselbständigkeit und Abhängigkeit“, dessen materieller Ertrag zu gering war, um eine sechsköpfige Familie ernähren zu können. Der wesentliche Grund aber für sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst war nach den Worten seines amerikanischen Biographen⁹⁾ „das ganze System mit

³⁾ Nach I. Olszewski, Bureaucratie, Würzburg 1904, S. 51.

⁴⁾ Nach der Fotokopie im Ausstellungskatalog „Theodor Fontane 1819–1898“ (Akademie der Künste, Berlin 1929).

⁵⁾ Obrigkeit und Widerstand, Tübingen 1954, S. 118.

⁶⁾ Der Beamtenstand, in: Soziologie und Geschichte, Ges. Abhandlungen zur Soziologie, Politik und Theorie der Geschichte, Göttingen 1964², S. 69.

⁷⁾ H. Huber, Karl Heinzen (1809–1880), Bern und Leipzig 1932, S. 7.

⁸⁾ K. Mannheim, Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus, Darmstadt 1958, S. 55.

⁹⁾ P. O. Schimmerer, Karl Heinzen, Reformer, Poet und Literary Critic, in Jb der Deutsch-Amerikanischen Historischen Ges. von Illinois, Jg. 1915 (Vol. XV) Chicago (Ill.), S. 99.

seiner völligen Unterdrückung jedweder individuellen Anstrengung, das sich ganz und gar nicht mit seiner auf Unabhängigkeit und Liebe zur Freiheit ausgerichteten Natur vertrug". Dabei war sein Kampf gegen die Bürokratie zunächst noch „eine rein persönliche Angelegenheit ohne jede allgemeine revolutionäre Tendenz". Immerhin waren diese acht Jahre doch schon eine „praktische Übungsschule für seine spätere Oppositionstätigkeit"; sie lieferte ihm aus eigenem Erleben das Material für seine „epoch-making" Abhandlung über „Die Preußische Bürokratie"¹⁰⁾, die er nicht so sehr in ihrer Form als vielmehr in ihrem Wesen und Geist bekämpfte.

Wenn nun diese Schrift hier etwas näher betrachtet werden soll, so bedarf dies einer Erklärung: In der Entwicklungsgeschichte des Beamtentums vom Priesterbeamtentum vorwiegend römisch-kanonischen Rechts über den Heeresverwaltungsbeamten, der in Frankreich im Rahmen der Militärpolitik und hier insbesondere unter Napoleon seine stärkste Ausprägung erfahren hat, bis zum Verwaltungsbeamten, dem wir in Großreichen wie Ägypten so gut begegnen wie in China, unübertroffen aber in Rom, von wo sich die Verzweigungen fortbildeten in das karolingische Verwaltungssystem, in die Beamtenherrschaft unter dem Staufer Friedrich II., hin zum „Commissarius", dem befristet bestellten, an Weisungen gebundenen Beauftragten sowohl der Stände als auch der Fürsten, bis dann der moderne, auf der Trennung von Justiz und Verwaltung beruhende, sich aus dem Status des persönlichen Dieners der Fürsten befreiende Träger bindend umschriebener Aufgaben die rechtsstaatliche Erscheinungsform wurde – in diesem die Universalgeschichte abstützenden Unterbau ist, dem natürlichen Antagonismus von Freiheit und Zwang folgend, schon sehr früh die Problematik offenkundig, die mit dem Begriff „Beamtenfeindlichkeit" nur sehr grob umrissen ist. Wichtiger dagegen scheint in dieser Konstellation die unverhüllte Deformation des Begriffes der Bürokratisierung zu sein: aus der deskriptiven Darstellung eines nur mehr aktenorientierten Arbeitsverfahrens, das innerhalb geordneter Zustände durchgeführt und allgemeinen Rechtsnormen untergeordnet ist, wird in der Zwischenstufe eine nicht sach- und personenfremde Verzerrung im Sinne des Übergewichts abstrakter Reglements, die sich in ihren Anwendungsmöglichkeiten immer spürbarer vom eigentlichen Zweck entfernt haben und zum Eigenidol verkümmert sind, dessen Glanz aber um so stärker hervorleuchtet, je mehr sich die Verantwortlichkeit der das Wirksamwerden von Vorschriften dosierenden Personen im Gewirr spanischer Paragraphenreiter zu verstecken beginnt. Der Weg endet bei Parkinsonschen Gags und erstarrt im System einer Bürokratie, die Max Weber, sei sie einmal voll durchgeführt, zu den am schwersten zu zerstörenden Gebilden zählt¹¹⁾; das ist der Apparat, vor dem es gilt, sich als Menschen, als Personen, als lebendige Kraft zu retten, wie Weber an einer anderen Stelle sagt.

Bevor nun auf Heinzens bittere Kritik an diesem soziologischen Gebilde näher eingegangen wird, muß klar sein, was darunter begrifflich zu verstehen ist. Ihr mit dem griechischen Wort für Herrschaft verknüpfter Superlativ der Büromanie scheint bereits von seinem vermutlichen Erfinder, dem französischen

Nationalökonom Vincent de Gournay (1712–1759), als Gallionsfigur konzipiert; mit ihr soll die im Winde der einen solchen Schmuck nicht verdienenden Beamtenfeindlichkeit segelnde Barkasse dekoriert werden, auf der sich allerdings auch sehr schnell eine Staatsabneigung breitmachte. Die in dem Popanz des immer höher zu besoldeten Nachtwächters sich offenbarende Unzufriedenheit des Liberalismus im 19. Jahrh. und des allerdings sich stets am eigenen Beispiel korrigierenden Marxismus glaubt das Beamtentum, den eigentlichen Pächter der Bürokratie, entbehren zu können. Der Anfang dieses Jahres verstorbene C. A. Emge¹²⁾ ergänzt seine in Simplifikationsstufen aufgespaltene Modellanalyse der Bürokratie, auf denen, abstrahierend, der lebendige Mensch immer tiefer absinkt und in seiner Entfaltung gehemmt wird, durch ein handgreiflich empirisches Bild. Es zeigt verschiedene Symptome des „Formalismus und der Verknöcherung" (L. v. Wiese), Handlangertum bei den „Organen" (Gehorsam, der gläubig auf Kosten aller anderen Funktionen geübt wird, oder Gehorsam als opportunistische Fleißübung), Neigung, die „nature des choses" zu ignorieren, das an Don Quichotte erinnernde simple Werkelstreben, „ut aliquid fieri videtur", schablonenhafte, auf Wiedervorlage gelegte Traditionspflege, Multiplikations- und Zellteilungssucht im Stofflichen, die „Centifolia bureaucratica semper florens", Überbürdung der „Organe", überflüssige gegenseitige Kontrollen, Amtsmiene und „Uniformierung", Degradierung des einzelnen zum Rädchen in der Maschine, Kleinlichkeit, die Sucht, möglichst viel zu ordnen, und Hilflosigkeit bei Umwälzungen. Arnold Gehlen komprimiert in derselben Diskussion über die Bürokratie den Begriff „Bürokratisierung" in wachsende Apparatur, Perfektionismus und Autoritätskomplex¹³⁾. So sieht also eine Welt aus, die nur von Menschen organisiert werden kann, die „mehr von Motiven des Ehrgeizes als des Eigennutzes zu ungewöhnlichen Leistungen getrieben" werden (Hintze), die eigenmächtig, tendenziös von ihrem Tisch aus herumregieren und einen ungezügelten Beamten-Despotismus ausüben (Olszewski).

Es ist nicht ein für die Machtbildung und Machtausübung unentbehrliches Laboratorium der Abstraktionen und blutleeren Konstruktionen, in dem die „homunculi" einer sogenannten Staatsräson geisterhaft agieren, die keimfrei gehaltenen Reserven der Bürokratie mit dem „grünen Tisch" sind von Aktenexistentialisten bevölkert, die sich, nachdem das Vorgelände erfolgreich mit dem „Amtsgeheimnis" vermint und unüberwindlich gemacht ist, gern an die alten Standesregeln halten, die Hintze in seinem Dresdener Vortrag 1911 wieder in Erinnerung gerufen hat: 1. de superis nil maledicere = kriechen; 2. officium praestare taliter qualiter = sich eben durchlavieren; 3. mundum sinere ire quomodo vult = den „Laden" am Leben halten. In dieser Atmosphäre sieht Hintze allerdings auch die einer anämischen Schlichtheit und Einfachheit eher etwas entrückteren „großen Sünden der Bestechlichkeit und der Faulheit und die feineren der Streberei, der anfangs bereits zitierten Unterwürfigkeit nach oben, der Brutalität nach unten, der Eitelkeit und der Beschränktheit" gedeihen und die „Abhängigkeit, die Routine, den Schlendrian, den seelenlosen, die Persönlichkeit aufreibenden Dienst-

¹⁰⁾ Darmstadt 1845, 324 S.

¹¹⁾ Grundriß der Sozialökonomik, Tübingen 1925, S. 668.

¹²⁾ In: Bürokratisierung, in: Kölner Zeitschrift f. Soziologie, 3. Jg. 1950/51, Köln-Opladen, S. 179 ff.

¹³⁾ Grundriß der Sozialökonomik, Tübingen 1925, S. 201.

mechanismus“ als Krebsgeschwulste am Werk, Erscheinungen, hinter denen für den Freiherrn vom Stein 1808 noch¹⁴⁾ die Befehlsgewalt der Vorgesetzten stand, mit dem das Dienstverhältnis des Beamten zu einem Mietkontrakt denaturiert und der öffentliche Beamte selbst zu einem Mietling herabgewürdigt sei.

Heinzen gehört zu den Menschen, die diesen soziologisch typisierten Bereich des öffentlichen Lebens handelnd und leidend durchlebt haben. Aus dem Hintergrund eines ausgeprägten Freiheitssinns, der „gegen alles eingestellt“ war, was er „nicht aus eigenem Antrieb, aus eigener Neigung oder Überzeugung tun sollte“, und stets zu offener Meinungsäußerung bereit und eher gewillt, eine feindselige als eine freundliche Haltung¹⁵⁾ zu zeigen, und von einer Protestgesinnung durchdrungen, die der Gefahr der Pervertierung aber auch in dem Augenblick erliegen mußte, als ihn mit seinem geistigen Unabhängigkeitsstreben unvereinbare Gefühlskomplexe in den Staatsdienst getrieben hatten.

Mit seinen Erfahrungen und ihren literarisch-polemischen Fixierungen gehört Heinzen zu den Typen von Vertretern eines Standes, deren Einzelerleben in der Antithetik sehr schnell grundsätzlich zum verzerrten, in seiner undiszipliniert egozentrischer Einseitigkeit zu Übertreibungen herabgewerteten Subjektivismus abgestempelt wird, der mit der Nüchternheit belegbarer „Gegendarstellungen“ flugs entkräftet und ad absurdum zu führen ist. Heinzens Schicksal, oder besser seiner „libellorum fatum“, ähnelt in seinem zeitlosen, widerspruchsvollen Charakter einer anderen Erscheinung: einem sich im persönlichen Erfahrungsbereich, den Hintze von Ehrgeiz wirkungsvoller als von Eigennutz durchblutet wähnt, als – mit Heidegger zu sprechen – „Geworfenheit“ offenbarenden Zustand als Ergebnis eines von legalen Entscheidungen gesteuerten Schrumpfungsprozesses, der in Bitterkeit und Enttäuschung versickert; er ist in der beziehungslosen Logik eines existenzauflösenden provozierten „Ministerialreskripts“, das Fontane so erheblich geringer einschätzte als das kleinste Stückchen lebendiger Natur, ohne viel Aufhebens anatomiegerecht seziiert und bürokratisiert, will heißen, aktenreif konserviert. Jetzt bleibt tatsächlich nicht viel mehr zu verzeichnen als die „Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen“, und es gilt nur noch mit Hamlet, „der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, der Stolzen Mißhandlungen, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub, der Übermut der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist“ zu ertragen. Und wie trostreich mag es Heinzen erschienen sein, daß der Aufschrei des empört Verurteilten nicht unterging und auch in seiner Dissonanz dadurch noch überzeugender fortwirken konnte, daß er in dem Leiden einer geschundenen Kreatur literarisch erhalten blieb. Er wiederholte damit eine sehr alte Erfahrung und machte sie, mit politisch-literarischem Effekt, zusätzlich reif, in den tausendfach nachfolgenden Wiederholungen doch noch ihren erschütternden persönlichen Wert zu bewahren, auch wenn sich im Strudel der Vermassung die Texte der das Gegenteil beweisenden Schriftsätze noch perfektioniert haben werden. Heinzen konnte und mußte sich sagen: Glanz und Elend des Beamtentums leben in der literarischen Darstellung lebendiger als in dem

die Einzelschicksale in der Präzision der Institutionsmaschine zermahlenden Gutachten, dessen Aufgabe es ist und bleiben wird, die Überlebensfähigkeit der Organisation zu erhalten. Deren blutvoller Inhalt verliert indes nichts von seiner das Mitleiden herausfordernden Tragik, ohne daß es ihm gelänge, mehr als das Menschliche darzustellen. Der Widerspruch, wie es kommt, daß Millionen Einzelerfahrungen und Einzelschicksale die Struktur des Gemeinsamen, in dem sie geschehen, nicht zu beeinflussen vermögen, ist recht eigentlich kein Widerspruch, hier liegt der Keim jeder Fortentwicklung, an deren Wegesrand lyrische Wehmut sich bisweilen auszubreiten vermag.

Man könnte Heinzens „Bürokratie“ als wenig klar gegliederten überquellenden Spätling romantischer Übertreibung zur Erreichung normaler Mittelzustände betrachten, wenn nicht feststände, daß dieses Buch ihm das bittere Honorar der Vertreibung eingebracht hat, der gegenüber eine simplifizierende Kritik nur hämische Zöllnermentalität offenbarte. Läßt man den historisch reflektierenden Teil und die zeitgeschichtliche überholte Aktualität der Schrift außer Betracht, die zwar entscheidend war für die Verfolgung des Verfassers, die aber gegenüber der „Philosophie“, dem Geist der Bürokratie, den es hier allein zu betrachten gilt, zurücktreten muß – Ursprung der von ihm gehaßten Bürokratie im preußischen Absolutismus, dessen Prinzip sie bilde, der schäbige Tausch, den der III. und IV. Friedrich Wilhelm mit ihrem Ausbau vornahm, statt Volksrechte mit einem die Bürokratie zusätzlich kontrollierenden Parlament zu geben, ihre Auswucherung selbst über den Kopf des absoluten Herrschers hinaus, die Verschmelzung von Militärstaat und Bürostaat, ihr Mißbrauch in Bereichen, wo sie nur Schaden anrichtet wie Zensur, Unterrichtsüberwachung, Anmaßung richterlicher Funktionen und, aus diesem Katalog der Übel abgeleitet, die einzige Abhilfe gegen diese Zustände: die Verfassung, deren Vorenthaltung mit einem Wortbruch verbunden war –, auch ohne dieses Zeitkolorit bleibt festzuhalten, daß dieses wegen seiner mutigen Sprache und der intimen Sachkenntnis, die es verrät, als Sensation empfundene Buch ein Markstein im Leben seines Verfassers geworden ist. Seine feindselige Aufnahme bei den preußischen Behörden und die sich daraus entwickelnde dauernde Verfolgung Heinzens waren dann auch recht eigentlich die Gründe, die ihn von der Begleichung seiner zunächst noch persönlichen Rechnung schließlich in eine allgemeinpolitische Opposition und revolutionäre Haltung hineintrieben.

Heinzen demonstriert seine Kritik der Bürokratie am eindringlichsten (in der 2. Abt. der Schrift: „Die Bürokratie in bezug auf das Verhältnis der Beamten unter sich“) an ihren Trägern, den Beamten, und hier wieder, den individuellen Erfahrungsraum hin zur Politik überschreitend, vorwiegend an deren Verhalten zum Objekt der Bürokratie, dem Publikum („Die Beamten sollten immer bedenken, daß sie für das Publikum da sind, nicht das Publikum für sie“). Er sieht in ihnen die gegen Abhängige schnöde, herrisch und hochmütig auftretende Dienerschaft, an der man die Herrschaft erkennt; die tägliche Erfahrung lehrt, daß gewöhnliche Menschen den Druck, den sie von oben zu erleiden haben, nach unten weiter befördern und an den Mann bringen. Aus dem Anschauungsunterricht seiner ohne Vergütung verbrachten Supernumerarsjahre ist das Bild des Beamten geprägt, der sich in dunkelhafter Anmaßung

¹⁴⁾ Nach Hintze, a. a. O., S. 117.

¹⁵⁾ Heinzen. Ges. Werke, Bd. III, S. 33.

durch sein Benehmen nicht selten sogar über seinen Beruf stellt und, statt der Diener seines Amtes zu sein, dasselbe nur gebrauchen will, um sich als Herr zu zeigen. Das sind die Schreibpultkönige und (in Anlehnung an das angebliche „l'Etat c'est moi“ Ludwigs XIV.) Büroludwige genannten bornierten, pedantischen, dünkelfhaften, inhumanen, arroganten Typen des „europäischen Mandarinentums, welches sich selbst als Postulat der Idee monarchischer Gewalt betrachtete und seinen Beruf mit jenem des Staates selbst identifizierte“¹⁶⁾.

Das ist dasselbe Schreckbild, das, nicht lange nach Heinzen, der Verfechter des liberalen Rechtsstaates und Anhänger des konstitutionellen Systems und Gegner Treitschkes, Robert v. Mohl, von der Bürokratie entworfen hat, die für ihn nichts anderes war als die falsche Auffassung der Staatsaufgabe, vollzogen durch einen zahlreichen, zum Teil aus sehr mittelmäßigen Gliedern bestehenden, daher mit rein formellen Gebaren sich begnügenden und mit mannigfachen Unarten behafteten Organismus von gewerbsmäßigen Beamten“¹⁷⁾.

Bei der Mentalität Heinzens, der in seinem „Supplement zu der preußischen Bürokratie“ – („Ein Stück Beamtenleben“ oder „staatsdienstliche Erfahrungen“, Herisau 1848) ein von unverhohlenem Haß triefendes Bild von einem Vorgesetzten entwirft, in dessen harmlosesten Teil er ihn schildert als einen Menschen, „etwa dritter Ordnung, von Verstand eben unbedeutend und dabei von Gesinnung herzlos genug, um als Bürokrat eine schnelle Karriere zu machen: . . . er war ein Pedant, ein Kleinigkeitskrämer und amtlicher Narr im höchsten Grade, aber auf seinem Posten „höhern Orts“ für ausreichend geltend, weil er die Kunst des dienstlichen Plusmachens und die Pfiffe der Geltendmachung verstand, mit schlafloser Strenge auf äußerste Pünktlichkeit des Geschäftsganges hielt und sich im eigentlichen Sinne des Wortes mit fremden Federn zu schmücken wußte“ – bei einer solchen Einstellung überrascht die bohrende Schärfe in dem Kapitel „Vorgesetzte und Untergebene“ seiner „Preußischen Bürokratie“ schon nicht mehr sonderlich und der ihm hier die Feder führende penetrant negative Standpunkt wirkt schließlich in höchstem Maße verzerrend.¹⁸⁾

Das für Heinzen auch zur Bürokratie gehörende „Establishment“ der Vorgesetzten, an denen er überhaupt nichts findet, was das Bild einer trostlosen Berufslandschaft ein wenig erhellen könnte – was ist das für ein Inferno gegenüber der Welt, in der der verstorbene MinDir H. Schneider den Vorgesetzten von heute stehen sehen wollte!¹⁹⁾ In das vormärzliche

Milieu, die Hölle eines Berufes, der nie über die von falschen Vorstellungen aus unternommene neigungslose Bedarfsdeckungspsychose hinauswuchs und in- folgedessen auch weit von Berufung entfernt war, gehören auch Heinzens Klagen über die „geheimen Conduitenlisten“ institutionell hinein. Auf ihren schwarzen Seiten lieferten gerade die offen sich gebenden Beamten den meisten Stoff, die arglos sich geben und aussprechen, wie es ihnen um das Herz ist, die Geraden, die es verschmähen, in ihrem Auftreten die Schleichwege der Klugheit einzuschlagen, die Ehrenhaften, die ihre Handlungsweise nicht nach den Rücksichten auf den eigenen Vorteil einrichten, sondern vor allem ihre Überzeugung zur Ratgeberin wählen. Heinzen hält die Personalakten mit ihrem wesentlichen Bestandteil, den „Beurteilungen“, für einen „Hauptkunstgriff der bürokratischen Praxis“, der darin bestehe, „möglichst viel Ungünstiges in den Personalakten anzuhäufen und bei jedem Anlaß mit hartnäckigster Gedächtnistreue immer wieder auf die papierenen Zeugnisse zurückzukommen, so daß der Beamte, er mag sonst sein oder werden wie er wolle, mit Hilfe seiner Personalakten beständig gekränkt, gedemütigt und in seinen Aussichten beschränkt werden kann, wenn er keine persona grata ist . . .“ „Die Personalakten sind das Arsenal der bürokratischen Gewalt über die Untergebenen und sie haben . . . die Ähnlichkeit mit den Zylinderuhren, daß die dünnsten für die besten gelten“ heißt es an derselben Stelle (Ein Stück Beamtenleben . . . S. 79f.). Wieviel nüchterner und historisch fundierter dagegen Hintze über die Conduitenlisten, die dem König bei der Frage helfen, ob er einen Beamten „jagen“ sollte: „sie sind freilich von den Vorgesetzten mit großer Schonung geführt worden, und es kam nur selten vor, daß ein Beamter wegen Untüchtigkeit entfernt wurde“²⁰⁾. Das klingt weniger polemisch, auch wenn sich die Feststellung auf das 18. Jahrhundert bezieht und nicht in der Restauration nach 1815 gerechtfertigt sein mag.

Wenn man die folgenden Zeilen liest, weiß man bei Heinzen nicht, welchem Gefühl man den Vortritt lassen soll: dem des Respekts vor einem weit- und klarsichtigen Kritiker oder dem der gedämpften Freude über das spät, sehr spät gewiß Erreichte, das wir noch nicht allzu lange als ein demokratisch selbstverständliches Recht genießen: „Es sollte keine Conduitenliste eingereicht werden, von welcher nicht der darin beurtheilte Beamte eine Abschrift erhielte, und jedem Beamten sollte unter Bedingungen zu jeder Zeit die Einsicht seiner Personalakten gestattet sein. Ebenso sollten Commissionen von Beamten (im Militär von Offizieren) errichtet werden, an welche die betreffenden Personen gegen ungünstige Zeugnisse ihrer Vorgesetzten schriftlich und mündlich recurriren könnten. Dann erst würde das Gute der Conduitenliste erreicht und ihr Nachtheiliges verhütet werden können. Wohl würde dann die Bürokratie zu behutsamem Gebrauch ihrer Gewalt genöthigt sein; wohl würde dann auch der Mächtigste sich bequemen müssen, bevor er die Feder ansetzte, ängstlich mit seiner wahren Überzeugung zu Rath zu gehen; wohl würde dann auch der schlecht Gelittene gelobt werden müssen, wenn er Lob verdiente; wohl würde dann kein Gerücht als Thatsache benutzt werden können, wenn man nicht die Beweise aufzubringen vermöchte; wohl würde dann die Verleumdung und Anschwärzung der Wahrheit und Gerechtigkeit Platz machen müssen;

¹⁶⁾ Nach I. Olszewski, a. a. O., S. 47.

¹⁷⁾ In: „Politik“, Tübingen 1862.

¹⁸⁾ Das Verhältnis dieser beiden Elemente eines sinnvollen Dritten beurteilt er übrigens am ungünstigsten bei den Verwaltungen, „die schon ihrer Natur nach viel Mißtrauen und Rohheit entwickeln, mehr Maschinen – als geistige Arbeit erfordern und hiernach einen militairischen Charakter annehmen“ und ihre Perfektion sieht er erreicht im Steuer- und Postdienst, denen gegenüber „die Regierungsbeamten u. A. wahre Herrn“ sind; der preußischen Postverwaltung widmet er auch an anderer Stelle harte Worte der Kritik („Überfluß an Arbeit, Mangel an Einkommen“ – Die preußische Bürokratie, S. 197 –) und empfiehlt ihr, sich „nicht mehr hauptsächlich als Finanzquelle“ zu betrachten und davon abzusehen – wie bei der Steuerverwaltung – nach dem Grundsatz zu handeln, von den Beamten „das Unmögliche zu verlangen, damit das Mögliche geleistet werde“ (ebda., S. 198).

¹⁹⁾ In: Der Wandel der menschlichen Grundbeziehungen zwischen Leitung und Personal im Bereich der Verwaltung, in: Arch PF Nr. 6/1969, S. 548 ff.

²⁰⁾ A. a. O., S. 91.

wohl würde man sich dann enthalten müssen, dem schmeichlerischen Günstling, kammerdienerischen Liebling unverdientes Lob zu erteilen, weil zu fürchten stände, daß es ehrlichen Leuten zu Gesicht käme; — aber alle diese allerdings sehr großen Unbequemlichkeiten und Inconvenienzen würden sich verschmerzen und vergessen lassen, wenn man sich erst an den neuen Zustand der Dinge gewöhnt hätte, und auch in den Büreaux und Aktenschränken das Recht, die Ehre und die Öffentlichkeit zur Anerkennung gekommen wären.“ (Die Preußische Bürokratie, S. 173f.).

Heinzens wirtschaftliche Lage während seines kurzen Beamtenlebens führte auch die Feder bei seinen Bemerkungen zum Thema „Finanzielles“, worunter er Besoldung, Vergütungen und Entschädigungen versteht. Wenn man einmal den landläufigen, sachfremden und oberflächlichen Exkurs über „Mehr- und Minderbeträge“ schmunzelnd zur Kenntnis genommen hat („Wenn Kassenbeamten sich vom Publikum zu wenig haben zahlen lassen, so müssen sie das Minus aus eigener Tasche ersetzen; hat man ihnen aber irriger Weise zu viel eingezahlt, ohne daß der Überschuß reclamirt wird, so steckt ihn der — Fiscus in die Tasche“) und sich seine Philippika gegen die unterschiedlichen Reisekostenvergütungen und die Praktiken bei der Anwendung der dazu erlassenen Bestimmungen angehört hat, hält man doch wiederum mit Staunen an anderer Stelle inne bei der Aktualität besoldungspolitischer und disziplinarrechtlicher Grundsatz- und Einzelfragen, die ebenso gut in unserer Zeit aufgezeigt worden sein könnten.

„Frechheit und unehrerbietiger Tadel und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate“ werden — fast möchte man sagen die zeitgemäßen und zu erwartenden Kriterien in der Beurteilung der Bürokratie-Schrift — dem Verfasser vorgeworfen. Vor einem Gerichtsverfahren, in dem Heizen das gesamte Volk im Rücken zu haben hoffte (Huber), zerstoßen allerdings seine Vorstellungen in Nichts und wichen der Furcht, die persönliche Freiheit zu verlieren. So verließ er Preußen, ging nach Brüssel, wo er auch mit Marx und Freiligrath zusammentraf, wurde allmählich zum Pamphletisten der Revolutionsjahre (er „ist der einzige und beste deutsche Schriftsteller, welcher ein „Pamphlet“ zu schreiben versteht“²¹⁾), mußte den Nachstellungen der Polizei seines Heimatlandes in die Schweiz ausweichen,

wo er deutsche Emigranten in großer Zahl vorfand, engagierte sich dort heftig im Kampf um Atheismus, Republikanismus und Kommunismus und kreuzte auch die Klinge mit Marx und Engels; seine politische Betätigung ließ ihn nirgends in der Schweiz seßhaft werden, so daß er schließlich 1848 zum erstenmal nach Amerika hinüberfuhr, von wo er allerdings bald wieder nach Europa zurückkehrte, um dem jetzt in die entscheidende Phase tretenden Revolutionsgeschehen in Deutschland näher zu sein und miteingreifen zu können. 1851 ging er wieder nach den USA zurück, enttäuscht, aber immer noch voll Feuer und publizistischem Tatendrang, wie seine schriftstellerische Arbeit in der neuen Heimat beweist.

Er war eine kämpferische Natur, bot ein schillerndes Bild vielfältiger Fähigkeiten, zu denen auch eine lyrische Begabung gehörte, von kritischem Geist und umstürzlerischem Elan. Er gab sich nie zufrieden und erwarb sich noch in den Vereinigten Staaten hohe Achtung und Anerkennung. Sein bleibendes Verdienst beruht darin, in der wuchtigen Monumentalität des hart konturierten Wortes ein gestochenes Bild von den Zuständen seiner Zeit hinterlassen zu haben, darunter auch das Schlüsselphänomen nicht nur seiner Epoche, der Bürokratie, ein Bild, daß die politischen Ideen in die Richtung demokratischer Verhältnisse weiterentwickeln half. Er war, wie sein amerikanischer Biograph Schimmerer sagt²²⁾, im Gegensatz zu den Leuten, die in einer beinahe romantischen Welt der Täuschungen und einer lyrischen Sentimentalität Trost und Entspannung suchen, um nicht mehr an ihre schmachvollen Niederlagen erinnert zu werden, ein Mensch, der seinen Idealen auch noch nach der fehlgeschlagenen Revolution treu blieb und nichts von seiner Haltung aus der Zeit vorher aufgab, ein Mann, der, obwohl in die Emigration getrieben, seinen Kampf mit demselben Eifer und mit derselben Hartnäckigkeit fortsetzte, die er in seiner Heimat gezeigt hatte.

Heizen gehört zu den Emigranten, die in oftmals beschwerlichem und opferreichem persönlichem Einsatz den Versuch unternahmen, der Liebe zu ihrem Vaterland dadurch Herr zu werden, daß sie um dessen Unvollkommenheiten stritten und litten.

²¹⁾ Wilh. Marr, Das junge Deutschland in der Schweiz, Leipzig 1846, S. 310 ff.

²²⁾ A. a. O., S. 93 f.

Gedanken zur Zeit

Dipl.-Ing. Horst Plath, Hamburg

Es ist anzunehmen, daß der Begriff „Zeit“ für uns alle etwas durchaus Selbstverständliches ist. Wir alle leben in ihr, haben mit ihr zu tun, tagein - tagaus, dienstlich - privat, tragen sie mit uns herum in der Form eines Zeitmessers, auch Uhr genannt, und behaupten doch oft, daß wir von ihr zu wenig oder sie gar nicht haben. Sie zerrinnt uns unter den Fingern oder scheint sich endlos auszudehnen. Wir behaupten, sie sei soviel wie Geld; wir geben zu, daß sie sich ändert, und daß auch wir uns in ihr ändern. Wir schimpfen manchmal auf die heutige Zeit oder hören das Schwärmen und die Sehnsucht nach der guten

alten Zeit. Folglich ist anzunehmen, daß uns allen die Zeit ein bekannter Begriff ist.

Wir können also die Zeit definieren: Zeit ist die Länge eines Vorgangs, einer Tätigkeit; Zeit ist eine Maßeinheit; Zeit ist das Fließende von Vergangenheit über Gegenwart zur Zukunft. Zeit ist Ich fürchte, diese Definitionen klingen alle etwas kümmerlich, unbeholfen, unlogisch. Sicherlich gibt es viele philosophische und mathematische Definitionen zum Zeit-Begriff. Aber wollen wir nicht einmal versuchen, uns aus eigenen Erkenntnissen die „Zeit“ begreiflich und anschaulich zu machen?

Da wir auf Anhieb keine vollkommen zufriedenstellende Antwort auf die Frage „Was ist Zeit?“ finden, versuchen wir, die Eigenschaften dieses Begriffes aufzuzählen und seine Größenordnungen abzugrenzen. Vielleicht kommen wir über Teilvorstellungen zu einer Gesamterklärung.

„Die Zeit ist meßbar!“, wird der Techniker voller Stolz ausrufen, und damit hat er immerhin etwas, an das er sich klammern kann. Zeit kann man messen, wenn auch nicht immer so einfach wie Längen, Flächen oder Körper. Für die Längenmessung besitze ich im Notfall immer noch körperliche Maße wie zum Beispiel den Fuß, den Schritt, die Spannweite der Finger, die Breite des Daumens. Hier ist jedoch schon Vorsicht geboten; denn Daumen ist nicht immer gleich Daumen. Aber in einigen Fällen gibt es jedoch einigermaßen genaue Maßeinheiten, die nötigenfalls sogar einen Zollstock (der übrigens nicht mehr Zoll- sondern Zentimeterlängen angibt) ersetzen.

Wenn ich meine Hand nach oben ausstrecke, so erreichen beispielsweise meine Fingerspitzen eine Höhe über Fußboden von 2,25 m. Ich kenne einen Architekten, der Tisch- oder Brüstungshöhen dadurch ermittelt, daß er von einem ihm eigenen Einmeter-Festpunkt, nämlich seinem Bauchnabel, ausgeht und die Differenz nach oben oder unten durch Hand- oder Fingerbreiten abmißt.

Doch zurück zur Zeitmessung. Hier ist es weitaus schwieriger; denn es fehlt uns ein körpereigenes Maß. Wir können auch außerdem eine Zeitdauer nur ermitteln durch Vergleich mit anderen uns bekannten Zeitabläufen. Hier etwa als Vergleich unseren Pulsschlag zu wählen, wäre schon etwas riskant. Schreck oder freudige Erregung ergeben dann sicher eine völlig verkehrte Zeitermittlung. Wenn wir „einundzwanzig“ sagen, so entspricht gewöhnlich die Dauer dieses gesprochenen Wortes in etwa der Zeitdauer einer Sekunde. Aber nun sagen Sie mal dauernd „einundzwanzig“ und zählen dabei auch noch, wie oft Sie es sagen. Sehr zuverlässig ist diese Zeitmessung gerade nicht. Noch eins kommt hinzu: Beim Messen einer Länge können wir getrost einmal den Zollstock verkehrt herum halten oder einen falschen Wert ablesen. Zur Kontrolle können wir jederzeit nochmals nachmessen. Bei der Zeitmessung geht das nicht. Verfllossene Zeit kehrt nicht mehr zurück.

Wesentlich ist weiter unser subjektives Zeitbewußtsein und unser relatives Zeitempfinden. Zeitintervalle können wir noch am besten bei Werten von 1–5 Sekunden vergleichen. Der Zeitablauf der erlebten Zeit scheint für uns verschiedene Geschwindigkeiten zu haben. „Erfüllte Zeit“ erscheint uns „kurzweilig“, „leere Zeit“ dagegen „langweilig“. Dagegen, und das ist wiederum ein Kuriosum, erscheint uns im Rückblick die erfüllte Zeit lang, und die leere Zeit verschwindet fast zu einem Nichts. Auch ist eine Zeitbeschleunigung im Alter festzustellen. Gleiche Zeitspannen scheinen mit zunehmenden Alter immer kürzer zu werden. Wesentliche Änderungen unseres Zeitmaßes sind außerdem durch Übermüdung, im Schlaf und im Traum und durch Geistesstörungen bekannt. Jedoch dürfen wir auch nicht ganz unseren bewußten „Zeitsinn“ vergessen, jene physiologische Uhr, die uns wiederum die Fähigkeit gibt, auf die Minute genau zu einer fest vorgenommenen Zeit aufzuwachen.

Wir sehen also, daß unser Zeitbewußtsein gar nicht so einfach zu erklären ist. Verlassen wir deshalb

lieber das Gebiet der physiologischen Zeitmessung und wenden uns der exakten Zeitmessung zu.

„Zeit ist meßbar!“, sagt der Techniker.

Wir benötigen zur Zeitmessung jedoch streng periodische Vorgänge, deren Dauer wir vergleichsweise als Zeiteinheit nehmen. Es sind dies beispielsweise die Umdrehung der Erde um die Sonne (astronomisches Jahr), die Umdrehung der Erde um ihre Achse (Sterntag), die Schwingungen eines Pendels oder einer Unruhe bei der uns bekannten Uhr, die Schwingungen eines Quarzkristalls (Quarzuhr) oder eines Atoms bzw. Moleküls (Atomuhr). Die gebräuchlichsten Zeiteinheiten sind uns allen wohl bekannt: Jahr, Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde. Wir brauchen darüber kein Wort mehr zu verlieren.

Aber wo liegen die Grenzen der Zeit? Ist die Zeit endlich oder unendlich? Welches ist ihre kleinste Einheit, welches ihre längste Dauer? Der Physiker nennt als kleinste Längeneinheit die „Elementarlänge“, d. h., die praktisch nicht mehr unterteilbare Länge eines Elementarteilchens, eines Elektrons, die er in der Größenordnung von 10^{-13} cm angibt oder ausgeschrieben: 0,000 000 000 000 1 cm.

Die Zeitspanne, die nun das Licht zum Durchlaufen dieser Elementarlänge benötigt, wird „Elementarzeit“ genannt. Bei einer Lichtgeschwindigkeit von rund 300 000 km/sec (für denjenigen, der es genauer wissen will: es sind 299 776 km/sec) beträgt daher die Elementarzeit 10^{-23} sec oder ebenfalls ausgeschrieben: 0,000 000 000 000 000 000 000 01 sec. Physikalisch ist es völlig sinnlos, von noch kürzeren Zeitspannen als der Elementarzeit zu sprechen.

Und wo liegt die längste Zeitdauer? Bisher sind uns Werte zwischen 5 und 6 Milliarden Jahre bekannt, eben die Entwicklungszeit unseres Weltalls. Auf die Frage, was davor war, können uns nur philosophische oder spekulative Gedanken eine Auskunft geben, deren Wahrheitsgehalt jedoch sehr umstritten ist.

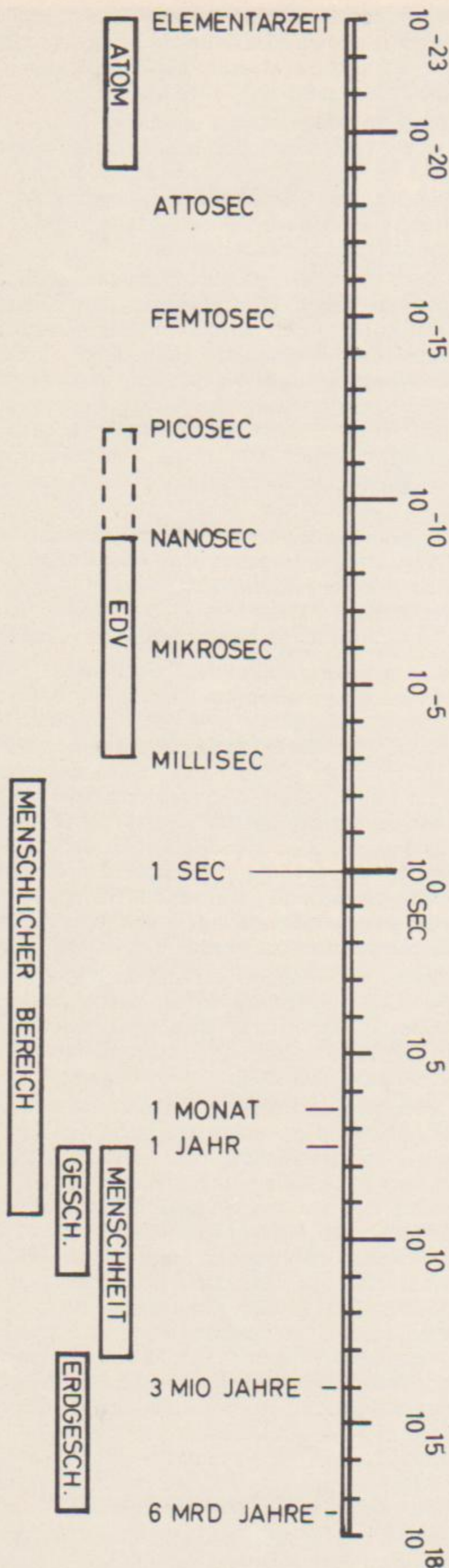
Begnügen wir uns also mit den zur Zeit erkennbaren Grenzen der Elementarzeit nach unten und mit der Weltall-Zeit nach oben.

Wir wollen jedoch diese Zeitspanne noch auf ein einheitliches Maß bringen. Auf der einen Seite rechnen wir mit Bruchteilen von Sekunden, auf der anderen Seite mit dem Vielfachen von Milliarden Jahren. Das ist etwa so, als wenn wir für eine Betonmischung ein Mischungsverhältnis von 1:1 angeben, und der Betonpolier dann *eine* Schaufel Zement mit *einer* Wagenladung Kies mischt. Besser ist es doch, stets die gleiche Maßeinheit zu nehmen.

Wählen wir also die relativ kleine Zeiteinheit von einer Sekunde als Einheit. Wir erhalten dann als Grenzwerte die Zeitangaben von 10^{-23} sec und 10^{17} bis 10^{18} sec.

Aus dieser breiten Skala seien kurz die wichtigsten Zeitwerte genannt:

10^{-23} sec	Elementarzeit
10^{-12} sec	Picosekunde
10^{-9} sec	Nanosekunde
10^{-6} sec	Mikrosekunde
10^{-3} sec	Milli- oder Tausendstelsekunde
10^0 sec	1 Sekunde
10^3 sec	etwa $16^{3/4}$ Minuten
10^6 sec	etwa $11^{1/2}$ Tage
10^9 sec	etwa 31,7 Jahre
10^{12} sec	etwa 31 700 Jahre
10^{14} sec	etwa 3,17 Millionen Jahre
10^{17} sec	etwa 3,17 Milliarden Jahre



Mathematisch gesehen sind diese Zeitstufen eigentlich recht überschaubar. Sind es doch „nur“ 41 Zehnerpotenzstufen der Sekundeneinheit. Aber können wir uns diese Zeitspanne überhaupt auch nur irgendwie vorstellen oder verständlich machen? Ich fürchte: nein.

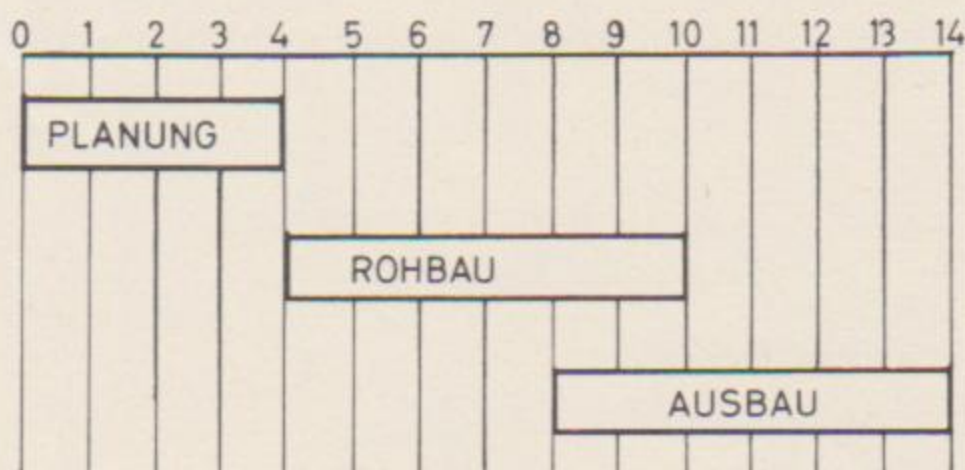
Der menschlich insgesamt erfaßbare Bereich erstreckt sich nur über etwa 12 bis 13 Zehnerpotenzen der Sekundeneinheit, nämlich von etwas unter 10^{-2} sec bis etwas über 10^9 sec, oder anders ausgedrückt, von etwa 1/500 sec bis 100 Jahre. 1/500 sec ist gerade die kleinste Zeitspanne, die akustisch noch wahrnehmbar ist. Das Auge ist dagegen schon wesentlich träger; es nimmt nur einen Unterschied von etwa 1/10 bis 1/18 sec auf. Einzelbilder, die nacheinander in kürzeren Zeitabständen als 1/18 sec gezeigt werden, verschmelzen für das Auge. Eine physiologische Tatsache, die erst die Technik des Films und Fernsehens überhaupt ermöglicht.

Der Bereich der Phototechnik und der Optik reicht bis zur 1/1000 sec und etwas darunter. Mikro-, Nano- und vielleicht bald Picosekunden weisen in dieser Skala den Platz für die Arbeitszeiten der elektronischen Datenverarbeitung aus. Was darunter liegt, ist eigentlich nur mit physikalischen, molekularen oder atomaren Maßstäben zu messen bis hinunter zur untersten Grenze der Elementarzeit.

Und wie sieht es nach „oben“ oder auf unserer Skala nach unten aus? Dem menschlich faßbaren Bereich folgt der geschichtlich-historische Zeitraum, darauf die erdgeschichtliche Zeit bis „hin auf“ zu jenen Größenordnungen der Zeit, die von der Dauer des Universums bestimmt werden.

„Unvorstellbar, unbegreiflich!“, könnten wir sagen, das Buch zuklappen und Rechnungen 10^{-x} oder 10^{+y} dem Mathematiker oder Physiker, dem Astrologen oder Kosmologen überlassen. Aber warum eigentlich diese Scheu vor dem Unverständlichen? Wenn wir es auch nicht ganz begreifen, so können wir uns doch ein analoges Bild machen von diesen Zeitgrößen, einfach dadurch, daß wir gewisse Zeitausschnitte wählen und sie uns in einem anderen, nämlich von uns überschaubaren Maßstab darstellen. Eine große fremde Stadt wird für uns sofort überschaubar, wenn wir auf einen hohen Turm steigen oder – viel einfacher – wenn wir uns einen Stadtplan kaufen, einen Plan, der die tatsächlichen Gegebenheiten in einem verkleinertem Maßstab darstellt.

Genau so können wir auch die Zeit in einem von uns überschaubaren Maßstab, beispielsweise in Form einer Geraden darstellen. Für Techniker, die mit der Zeit planen müssen, ist es kein Problem, die Zeitdauer als horizontalen Balken anzugeben.



So kann etwa ein Zentimeter den Zeitraum von einem Monat, einem Tag oder auch von einem Jahr angeben. Und mit solch einem Zeitbalken wollen wir nun furchtlos an die Makrozeit herangehen und uns einmal die riesigen Zeitspannen vergegenwärtigen, die seit dem Entstehen des Universums und der Erde verstrichen sind. Wir werden eine kleine Zeitreise unternehmen. Zunächst einigen wir uns über den Maßstab. Wir wollen ein Jahr, das immerhin doch eine beachtliche

Länge von 365 Tagen, eine Fülle von Erlebnissen und Ereignissen hat, ein Jahr, das über Winter, Frühjahr Sommer, Herbst bis zum nächsten Winter reicht, das viele erfüllte Arbeitstage und erholsame Urlaubstage bringt, wir wollen dieses Jahr als eine Strecke von nur einem Millimeter Länge darstellen. Die Länge unseres Lebens liegt dann mit 7 bis 8 cm tatsächlich in unserer Hand.

Ich habe mir einmal den Spaß gemacht und auf einigen aneinander geklebten Papierstreifen in einer Gesamtlänge von 4 bis 5 Metern die wichtigsten Daten der Geschichte dargestellt. Ein Meter entspricht nämlich mit 1000 mm bereits einem Jahrtausend. Die gesamte Geschichte läßt sich also bequem in der Gesamtlänge eines Autos unterbringen.

Mit diesem Auto wollen wir nun eine Zeitreise von 6 Milliarden Jahren unternehmen, wobei wir die Zeitspanne der abendländischen Kultur gewissermaßen als ein Paar überlanger Skier auf unserem Autodach als Zeitmaßstab mitführen. Wie weit müssen wir reisen? Wo müssen wir diese Reise beginnen? Rechnen wir es schnell aus: 1 mm = 1 Jahr, 1 m = 1000 Jahre, 1 km = 1 Million Jahre, 1000 km = 1 Milliarde Jahre; folglich müssen wir uns etwa 6000 km weit fort begeben, um einer Zeitspanne von 6 Milliarden Jahren gleich zu kommen.

Rüsten wir uns also für eine Reise von 6000 km. Die Bewältigung dieser Strecke ist zwar kein reines Urlaubsvergnügen, aber sie ist immerhin doch ohne übermäßige Anstrengung zu schaffen, vor allem, wenn wir uns vorstellen, daß dabei beim Blick aus dem Autofenster die Geschichte der Erde vor uns abrollen wird. Eine abenteuerliche Reise.

Wir beginnen unsere Reise dort, wo der Pfeffer wächst, nämlich in der Gegend von Monrovia an der Pfefferküste von Liberia. Die Fahrt soll uns dann entlang der Westküste Afrikas über Spanien, Südfrankreich, Deutschland bis nach Hamburg führen.

Zurück also nach Monrovia, etwa 6000 km (entsprechend 6 Milliarden Jahren) von Hamburg entfernt, wo wir unsere Reise beginnen. Vorsichtshalber wollen wir unser Zeitauto als sicheren Schutz betrachten und es lieber nicht verlassen. Denn das, was wir draußen sehen, hat mit der heutigen Erde wenig gemeinsam. Kosmische Wirbel umgeben uns. Die Materie kreist als Gaswolke im All.

Während der ersten 1000 km, bis wir etwa zum Kap Verde nach Dakar am Westzipfel Afrikas kommen, wird sich an dem äußeren Bild nicht allzu viel ändern.



Erde und die übrigen Planeten umkreisen als kompakte Materiewolken die Ursonne. Langsam verdichten sich die Massen. Die Temperatur ist jedoch noch niedrig. Sie liegt etwa bei 0° .

Übrigens wollen wir die bei dieser Zeitreise geschilderten Tatsachen oder besser gesagt Theorien – denn es gibt durchaus noch verschiedene Auslegungen für die Entstehung des Universums und der Erde – dem Buch „Unser blauer Planet“ von Professor Heinz Haber entnehmen.

Weiter geht es also mit unserer Zeitreise. Vom Kilometerstein 5000 (Kap Verde) zum Kilometerstein 4000 in Höhe des nördlichen Wendekreises. Wir erleben den Beginn der Erdbildung durch weitere Massenverdichtung und den Beginn der ersten Atmosphäre, die zunächst aus Neon, Helium und vielen gasförmigen Elementen besteht. Der Erddurchmesser beträgt nur etwa 7000 km, die Schwerkraft ist erheblich größer, die Sonne ist ebenfalls größer und heller, als wir sie von der Gegenwart kennen.

Wir können uns über die guten Eigenschaften unseres Traumatros nur freuen; denn ehe wir den Kilometerstein 4000 erreichen, wird die Erdoberfläche unter der weiteren Massenverdichtung heißer und heißer und erreicht teilweise einen flüssigen Zustand.

200 km vor dem nördlichen Wendekreis befinden wir uns auf einer heißen brodelnden Erdoberfläche. Kein Wunder, daß sich die erste Atmosphäre aus den leichten Gasen Neon und Helium recht bald verflüchtigt. Trotzdem soll die Fahrt für uns auch ohne Sauerstoff weiter gehen. Wenn wir das, was wir links und rechts erblicken, überhaupt als Witterung ansprechen können, so ist es zumindest recht unbeständig. Teilweise fahren wir auf flüssiger Erdoberfläche, teilweise gibt es eine Art Frost, der Boden verfestigt sich wieder, um bald darauf erneut durch „Tauwetter“ eingeschmolzen zu werden.

Die nächste Etappe führt uns dann vom Wendekreis (km 4000) weiter nach Norden, vorbei an der Küste in Höhe der Kanarischen Inseln mit Teneriffa bis etwa in die Gegend von Marakesch und dem Hohen Atlas in Marokko (km 3000).

„Vorsicht Schlaglöcher!“ müßte an unserer Straße stehen; denn gewaltige Eruptionen und vulkanische Ausbrüche erschüttern die Landschaft. Die Oberfläche ist teils breiig, teils flüssig, und das, was dort links und rechts aus den brodelnden Unebenheiten an Gasen entströmt, ist nicht gerade ein erfreulicher Duft. Die 2. Atmosphäre bildet sich aus den Gasen Helium (He), Wasserstoff (H), Stickstoff (N), Kohlenstoff (C) und Sauerstoff (O), die allerdings – und das haben chemische Elemente nun einmal so an sich – nicht lange isoliert bleiben. Das leichte Helium entweicht bei den immerhin noch hohen Temperaturen, und aus den übrigen Elementen bilden sich Ammoniak (NH_3), Methan (CH_4) und Wasser (H_2O). Es bildet sich der erste Urozean, der allerdings noch sehr viel Ammoniak enthält. Von Lebewesen finden wir daher noch keine Spur. Woher sollten sie auch kommen?

Fahren wir weiter. Von Marokko (km 3000) über Gibraltar nach Spanien, dort entlang an der Ostküste bis Valencia (etwa km 2000), Barcelona und der Grenze nach Südfrankreich (etwa km 1500).

Unsere Fahrbahn wird besser. Die Erdoberfläche ist endgültig erstarrt, die Schwerkraft läßt nach, und die Erde dehnt sich aus. Die ersten Kontinente, Meere und Auffaltungen der Erdoberfläche (sprich: Gebirge) bilden sich. Von der guten Sonne, die uns noch an

25. April - 3. Mai 1970
**HANNOVER
MESSE**



**Wir sind umgezogen.
In Hannover.**

Es ist trotzdem leicht, unseren neuen Stand auf der Hannover-Messe zu finden. Wir sind nämlich nur knapp 50 Meter umgezogen. In der Halle 11 – früher war es die Halle 13. Unsere neue Standnummer: 333. Leicht zu merken, nicht wahr?

Bitte besuchen Sie uns. Auf unserem neuen größeren Stand zeigen wir Ihnen unter dem Thema „Fernsprechkomfort für das Büro der 70er Jahre“ Fernsprechanlagen und Zusatzeinrichtungen, die allen Anforderungen gerecht werden. Denn die Kommunikation des neuen Jahrzehnts verlangt immer neuere und modernere Kommunikationsmittel. Und die finden Sie bei DeTeWe.

Denn: Bessere Kontakte mit besseren Fernsprechanlagen. Von DeTeWe.

De Te We

**Deutsche Telephonwerke
und Kabelindustrie AG**

1 Berlin 36 · Wrangelstraße 100
Ruf 0311/6100 41



der Westküste Afrikas als strahlendes helles Gestirn begleitet hat, sehen wir jedoch schon lange nichts mehr.

Vorsicht Bodennebel! Denn eine dichte Wasserdampf-atmosphäre nimmt uns jegliche Sicht. Die Temperatur wird langsam erträglicher. Sie sinkt, bis sie etwa konstant bei $+10^\circ$ an den beiden Polen und bei $+40^\circ$ am Äquator verharrt. Wie gut ist es, daß unser Auto einen blitzgeschützten Faradayschen Käfig bildet. Gigantische kosmische Gewitter begleiten uns über Hunderte von Kilometern entlang unserer Fahrt von Gibraltar bis rauf nach Barcelona. Durch diese elektrischen Entladungen und durch eine kräftige ultraviolette Strahlung wird unsere 2. Atmosphäre, die uns noch im Norden Westafrikas umgab, wieder zerlegt. Es bildet sich daraus die 3. Atmosphäre.

Aus Ammoniak (NH_3) wird wieder Stickstoff (N) und Wasserstoff (H), aus Methan (CH_4) Kohlenstoff (C) und Wasserstoff (H) und aus Wasser (H_2O) Sauerstoff (O) und Wasserstoff (H). Wir haben also wieder die gleichen Elemente in der Luft, wie wir sie bereits in Afrika in Höhe von Teneriffa fanden. Doch andere Umweltbedingungen und vor allem wesentlich niedrigere Temperaturen führen jetzt zu anderen chemischen Reaktionen. Der leichte Wasserstoff entweicht, und es bilden sich Kohlendioxyd (CO_2) und Stickstoffmoleküle (N_2).

Im Urozean finden wir jetzt bereits die ersten komplexen organischen Moleküle. Und daraus entsteht nun langsam, d. h., etwa während der Fahrt von Marokko bis Barcelona, das erste organische Leben. Blitzenergie, Photosynthese schaffen die ersten DNS-Moleküle (Desoxyribonukleinsäure).

Von der Landschaft Spaniens sehen wir jedoch während der ganzen Fahrt herzlich wenig; denn immer noch bedeckt eine dichte Wasserdampf-atmosphäre das Land.

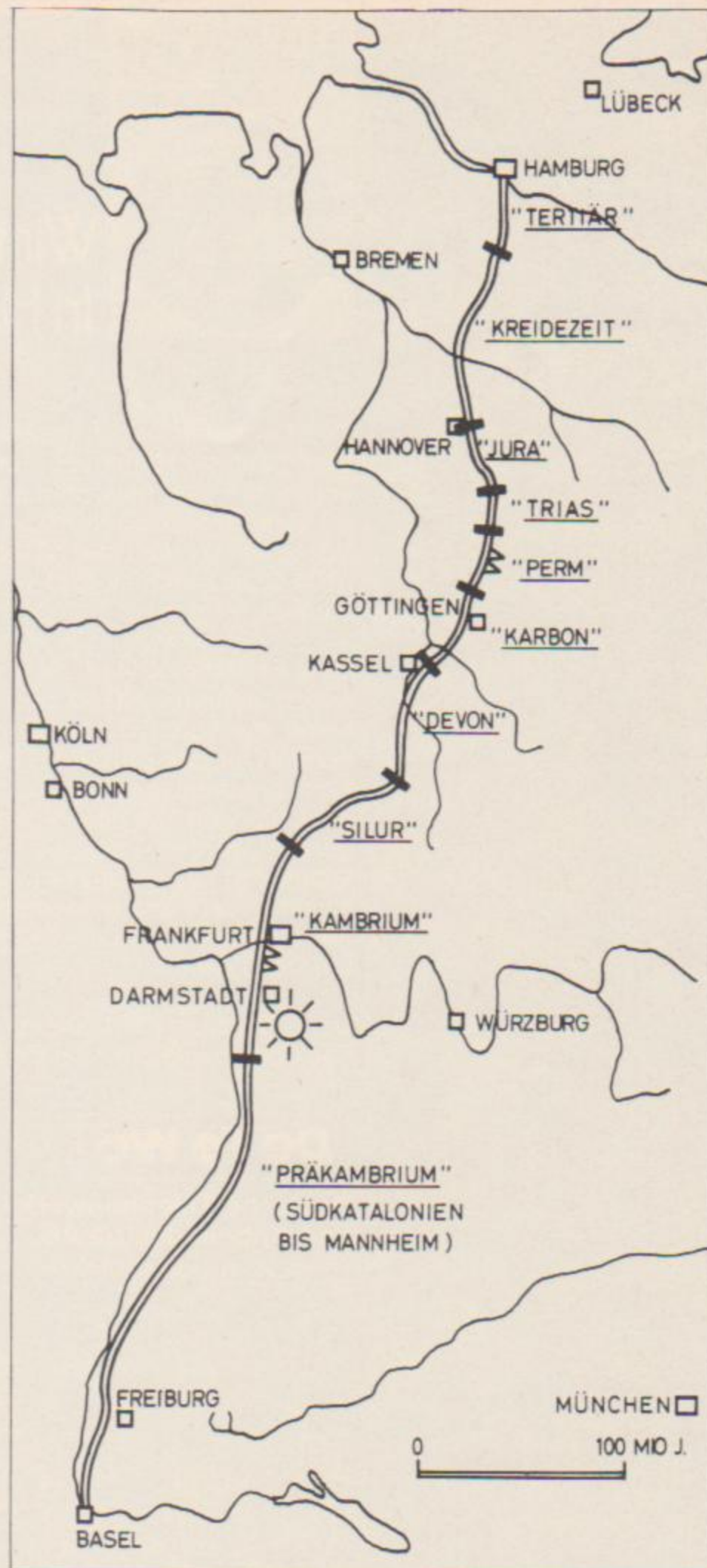
Wir hoffen, daß unsere Klimaanlage bisher gut funktioniert hat; denn auch die uns nun umgebende 3. Atmosphäre aus Kohlendioxyd und Stickstoff ist für uns Gift. Aber langsam, so etwa zwischen Valencia (km 2000) und Barcelona (km 1500) wird die 3. Atmosphäre in die 4. uns jetzt bekannte Atmosphäre verändert. Photosynthese und beginnendes Leben wandeln das CO_2 um. Der Kohlenstoff wird zum Aufbau der Pflanzen benötigt, der Sauerstoff bleibt als Sauerstoffmolekül (O_2). Sauerstoff und Stickstoff bilden auch heute noch die Hauptbestandteile der Atemluft.

Das organische Leben entsteht.

Wir erreichen die erste erdgeschichtliche Zeit, das *Präkambrium* oder *Archaikum*. Sie reicht auf unserer Reise etwa von Südkatalonien (km 1900) bis in die Gegend von Mannheim (km 540). Um kurz den weiteren Verlauf unserer Reise anzugeben: Wir fahren durch das Rhonetal über Lyon in Richtung Basel und dann weiter auf der Autobahn Basel – Frankfurt – Hamburg nach Norden.

Zwischen Südkatalonien und Mannheim bildet sich das organische Leben weiter. Wir erleben riesige Meeresüberflutungen und Rückgänge; weitere Auf-faltungen der Erdoberfläche bilden gigantische Gebirge, die nach und nach beträchtlich abgebaut werden.

Auf unserer Fahrt wird jetzt die Erlebnisfülle dichter. Konnten wir es uns bisher erlauben, über Hunderte von Kilometern (entsprechend Hunderten von Millio-



nen Jahren!) nicht aus dem Fenster zu sehen, da sich doch nicht allzuviel veränderte, so empfiehlt es sich jetzt, die einzelnen Etappen auf 100 Kilometer und weniger festzusetzen.

Der nächste Abschnitt liegt zwischen Mannheim (km 540) und der Gegend südlich Gießen (km 450), genannt *Kambrium*. Hier erleben wir zwischen Darmstadt und Frankfurt die erste Eiszeitwelle und viele weitere Überflutungen. Leben finden wir jedoch in Form von Algen und wirbellosen Tieren bisher nur im Meer. Südlich Darmstadt (km 500) erleben wir das Wunder der ersten Sonnenstrahlen, nachdem der Wasserdampfnebel sich legte und die Wolkendecke langsam dünner wurde.

Weiter zur nächsten Teilstrecke, die vom Bereich südlich Gießen (km 450) bis zur Abzweigung bei Kirchheim (km 350) reicht, und die wir mit *Silur* bezeichnen. Wir finden die ersten Pflanzen auf dem Lande, die ersten Wirbeltiere, Skorpione und schließlich die ersten Landtiere.

Zwischen Kirchheim (km 350) und Kassel (km 300) im *Devon* entdecken wir Fische, vor allem Panzerfische, auch Haie, die ersten Urfarne und Insekten.

Von Kassel bis etwa Göttingen/Northeim (km 240) reicht das *Karbon* mit den ersten Wäldern, Schachtelhalmen, in denen wir die ersten Lurche und Kriechtiere antreffen.

Der nächste Abschnitt, das *Perm*, reicht bis etwa Seesen (km 200). Hier überrascht uns die zweite Eiszeitwelle. Wir finden erste Nadelhölzer und Wirbeltiere.

Unsere Reiseabschnitte werden immer kürzer. Der nächste Abschnitt erstreckt sich von Seesen bis zur Abzweigung Salzgitter (km 200 bis km 175). Als *Trias* bekannt zeigt er gewaltige Riesenformen von Schachtelhalmen, in denen Schildkröten und erste Säugetiere leben.

Weiter bis Hannover (km 140) befinden wir uns im *Jura*, der Hauptzeit der Saurier und der ersten Vögel. Der Wald besteht vor allem aus Nadelhölzer.

Die *Kreidezeit* reicht von Hannover (km 140) bis Bispingen (km 60). Laubhölzer und Saurier beherrschen das Bild.

Die letzte große erdgeschichtliche Zeit bildet das *Tertiär*, das uns von Bispingen bis nach Hamburg führt (km 60 bis km 0,6). Pflanzen und Tiere nähern sich der Gegenwartsform. Wir verlassen jetzt nach der langen Reise über 6000 km am Hauptbahnhof Hamburg unser Auto (vorausgesetzt, daß wir dort einen Parkplatz finden) und gehen das letzte Stück zu Fuß, das uns nun über die Mönkebergstraße zum Rathausmarkt und von dort an der Alster zum Alsterpavillon führt. Etwa ein Kilometer lang ist diese Strecke, an deren Anfang wir den Beginn der Menschheit und an deren Ende wir die Gegenwart finden.

Zum Vergleich für die Kollegen, die diesen Teil der Hamburger Innenstadt nicht so genau kennen, seien einige Vergleiche aus anderen Städten genannt.

Folgende Strecken haben etwa die gleiche Länge:

In Bonn: Vom Hauptgebäude des BPM am Rhein entlang bis zur Kennedybrücke.

In Berlin: Vom Bahnhof Zoo bis zum Telefunkenhochhaus am Ernst-Reuter-Platz.

In München: Vom Stachus über den Maximiliansplatz bis zum Odeonsplatz am Hofgarten.

In Frankfurt: Vom Hauptbahnhof über Kaiserstraße bis zum Roßmarkt.

In Düsseldorf: Auf der „Kö“ von der Graf-Adolf-Straße bis zum Jan-Wellem-Platz.

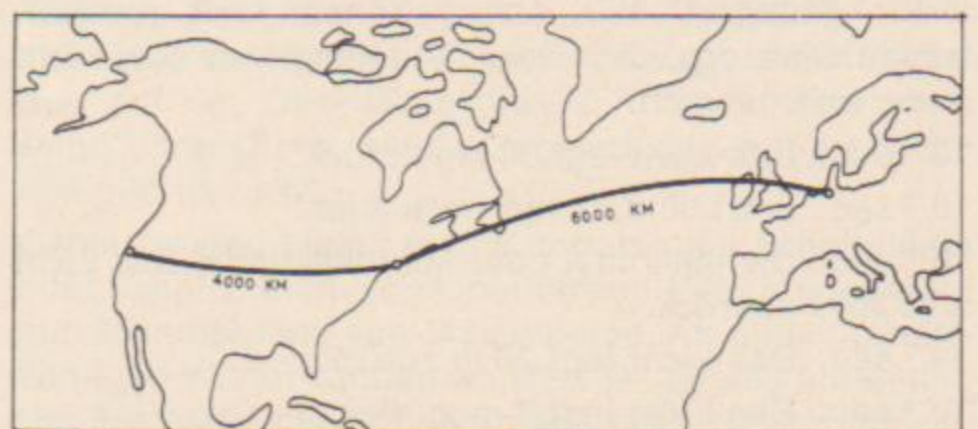
Dieser letzte Kilometer, den wir jetzt zu Fuß zurücklegen nach der 6000 km langen Autofahrt, ist so voller Eindrücke, daß wir uns einen Schaufensterbummel-schritt zulegen müssen, um alles genau mitzubekommen. Den größten Teil (600–100 m) nimmt die *ältere Altsteinzeit* ein mit der dritten Eiszeitwelle (600–540 1. Eiszeit, 480–430 2. Eiszeit, 240–180 3. Eiszeit). Danach folgt mit 50 m die *mittlere Altsteinzeit* und mit weiteren 40 m die *jüngere Altsteinzeit*. Vorsicht, während dieser 90 m ist es wieder ziemlich glatt; denn wir durchschreiten die 4. Eiszeit.

Die letzten Schritte führen uns durch die *Mittelsteinzeit* (10–4 m) und die *Jungsteinzeit* (4,0–1,7 m). Die nun folgenden historischen Zeiten wie Bronzezeit (1,7–0,8 m) und Eisenzeit (ab 0,8 m) ließen sich bereits auf unserer mitgeführten Maßlatte ablesen. Vom Punkt 0,0 (das Jahr 0) bis zur Gegenwart genügen zwei bis drei Schritte.

Wir sind nun am Ende unserer Zeitreise angelangt. 6000 Kilometer (sprich 6 Milliarden Jahre) haben wir zurückgelegt. Ein Kilometer (1 Million Jahre) stellt das Alter der gesamten Menschheit dar, ein Millimeter entspricht einem Jahr.

Wie mögen die nächsten Schritte aussehen? Zerstört sich innerhalb der nächsten Dezimeter oder gar innerhalb der nächsten Zentimeter die Menschheit selbst durch einen furchtbaren Atomkrieg? Oder setzt sich die Vernunft durch, die den Menschen noch eine natürliche Zukunft von einigen Kilometern (Jahrmillionen) ermöglicht? Können wir die Reise in die Zukunft fortsetzen? Vielleicht bis Lübeck, über die Vogelfluglinie, Kopenhagen bis in die Gegend von Stockholm, was etwa weiteren 1000 km entsprechen würde? Jede Gattung ist einmal zum Aussterben bestimmt. So können wir wenigstens folgern, wenn wir auf die Erdgeschichte zurückblicken. Allerdings gibt es Gattungen von Lebewesen wie Einzeller, Algen, aber auch Skorpione und Schildkröten, die bereits über 300 Millionen Jahre existieren. Es gibt auch keinen stichhaltigen Grund, warum diese Gattungen nicht noch einmal die gleiche Zeit von 300 Millionen Jahre überdauern können. Gönnen wir uns also den Optimismus, daß dieses Phänomen auch für die Gattung „homo sapiens“ gelten möge.

Aber trotzdem, und damit wollen wir wieder zu unserem Zeitmaßstab zurückkehren, dürfte der Menschheit kaum eine Zeitreise beispielsweise von Hamburg nach New York gelingen, eine Reise, die immerhin eine Entfernung von nochmals etwa 6000 km darstellt. Unserer Erde könnten wir allerdings diese Spanne zutrauen, vorausgesetzt, daß keine unerwartete kosmische Katastrophe eintritt. Aber dann ist doch anzunehmen, daß der Wasserstoffvorrat der Sonne langsam knapp wird. Sie wird nicht verlöschen – denn das ist das Paradoxe – sie wird eher zu einem sogenannten roten Riesen werden und sich so weit ausdehnen, daß ihr Körper vielleicht sogar bis zur Bahn des Planeten Merkur reichen wird. Diese Riesen-sonne wird auf der Erde die Ozeane verdampfen und die Atmosphäre in den Weltraum entweichen lassen. Die Temperatur der Erdoberfläche wird so weit ansteigen, daß sie wie in grauer Vorzeit wieder glutflüssig sein wird. Das bedeutet ein Ende allen Lebens auf der Erde. Vielleicht wird dieser Zustand bei unserer Zeitreise irgendwo zwischen dem Nordatlantik, Neufundland und New York liegen.



Aber dann wird innerhalb weniger Tage und Wochen, d. h., in unserem Zeitmaßstab innerhalb eines Bruchteiles eines Millimeters, ganz plötzlich die Riesen-sonne zu einer winzigen Kugel, einem weißen Zwerg zusammensinken. Trotzdem wird sie bei dieser gewaltigen kosmischen Katastrophe nicht wesentlich an Masse verlieren und durchaus im Stande sein, die Planeten noch in ihrem Anziehungsbereich zu halten. Die Strahlungskraft wird zurückgehen, aber trotzdem

dürfte sie noch durchaus so hell sein wie etwa heute. Und für die nächsten Tausende von Kilometern, vielleicht auf der Strecke von New York bis San Franzisko (km 6000 bis km 10000) wäre durchaus eine zweite Schöpfung mit neuem Leben auf der Erde möglich. Eine phantastische Geschichte. Aber dann dürften die Tage der Sonne endgültig gezählt sein. Sie wird langsam wirklich erkalten. Das endgültige Schicksal der Erde, die eingehüllt in einen Panzer von Eis und gefrorenem Stickstoff die tote Sonne umkreist, ist besiegelt. „Sonnenuntergang im Pazifik?“ Eine fast an ein surrealistisches Gemälde grenzende Vorstellung.

Wir sind bei dem zweiten Teil der Zeitreise ein wenig ins Fabulieren gekommen. Es schadet uns nichts, wieder auf den Boden der Tatsachen, zur Gegenwart, zur augenblicklichen Sekunde zurückzukehren. Sollte doch unsere Zeitreise eigentlich nur einen ungefähren Vergleich zum Verständnis der Makrozeit geben. Wir haben dabei die Größenordnungen von etwa 10^7 bis 10^{17} sec, also 10 Potenzeinheiten, dargestellt.

Versuchen wir das gleiche mit der Mikrozeit, jenen unvorstellbar kleinen Zeiteinheiten. Haben wir uns bei der Makro-Zeit-Reise durchaus noch eines Fahrzeuges bedient, das uns mit überschaubarer Geschwindigkeit durch die Zeit-Landschaft führte, so wollen wir für die Mikro-Zeit-Reise das schnellste Fortbewegungsmittel wählen, das es überhaupt gibt: Es ist das Licht, das in jeder Sekunde etwa 300000 Kilometer zurücklegt. Eine Sekunde – wir zählen „einundzwanzig“ – und das Licht legt in der gleichen Zeit fast die gesamte Entfernung Erde – Mond zurück. Wir können für eine Sekunde auch 10^9 sec schreiben.

Wir wollen nun nacheinander Zeiteinheiten betrachten, die jeweils ein Zehntel der vorher dargestellten Zeit einnehmen.

10^{-1} sec: Eine zehntel Sekunde. Beim Fotografieren brauchen wir schon eine ruhige Hand, wenn wir keine unscharfe Aufnahme bekommen wollen. Unser Lichtstrahl legt währenddessen 30000 km zurück, eine Strecke, die etwa dreiviertel um die Erde reicht.

10^{-2} sec: Der nächste Zeitsprung, eine hundertstel Sekunde. Auch sie ist uns beim Fotografieren durchaus geläufig. Das Licht legt 3000 km zurück. Dies entspricht der Luftlinie Hamburg – Tel Aviv.

10^{-3} sec: Die tausendstel oder Millisekunde. Das Licht legt 300 km zurück. Dies entspricht der Luftlinie Köln – Stuttgart. Wir selbst können mit unseren trägen Sinesorganen diese Zeiteinheit an sich nicht mehr wahrnehmen.

10^{-4} sec: Das Licht legt 30 km zurück.

10^{-5} sec: Jetzt sind es nur noch 3 km.

10^{-6} sec: Die milliontel oder Mikrosekunde. Das Licht legt 300 m zurück.

10^{-7} sec: Das Licht legt 30 m zurück.

10^{-8} sec: Das Licht legt 3 m zurück.

10^{-9} sec: Eine milliardtel oder Nanosekunde. Das Licht legt 30 cm zurück. Wir befinden uns in Zeiteinheiten, die dem Arbeitstempo des internen Speichers einer Datenverarbeitungsanlage entsprechen.

10^{-10} sec: Das Licht legt 3 cm zurück.

10^{-11} sec: Das Licht legt 3 mm zurück.

10^{-12} sec: Eine billiontel oder Picosekunde. Das Licht legt 0,3 mm zurück. Wir kommen jetzt zu Zeiteinheiten, die vereinzelt auch bereits bei EDV-Anlagen genannt werden. Künftige Computer-Generationen

werden sicherlich noch schneller arbeiten als die heute bekannte 3. Generation. Arbeitsgeschwindigkeiten und Zugriffszeiten zu den Speichern werden in den Bereichen der Picosekunden sinken. Aber hier wird eine natürliche Grenze sein. Wir kennen noch kein Medium, das sich schneller als das Licht bewegt, und das Licht vermag in dieser kurzen Zeit schließlich nur 0,3 mm zurückzulegen. Sind die Bausteine des Computers auch jetzt schon fast mikroskopisch klein, so wird allen in der technischen Fertigung eine Grenze nach unten gesetzt sein. Es wird daher kaum möglich sein, interne Speicher in der erforderlichen Größe so dicht an das zentrale Rechenwerk zu legen, daß sich durchschnittliche Entfernungen Speicher – Rechenwerk ergeben, die in der Größenordnung von 1 mm liegen, so daß die Daten innerhalb einer Picosekundeneinheit hin- und hertransportiert werden können. Und je mehr Daten ich für die Verarbeitung speichern will, desto größer wird zwangsläufig der Zugriffsbereich. Auch eine große Handbibliothek kann ich nicht in unmittelbarer Nähe meines Arbeitsbereichs, beispielsweise des Schreibtisches, aufstellen. Daher wird es kaum möglich sein, Computer zu schaffen, die tausendmal schneller rechnen als die uns heute bekannte Generation. Eine solche Zeitungsmeldung dürfte sicherlich, sollte sie eines Tages auftauchen, eine Ente sein.

Doch wir wollen unsere Reise in die Mikrozeit weiter fortsetzen. Machen wir also weitere Zeitsprünge und betrachten jeweils den zehnten Teil der jeweils vorhergegangenen Zeiteinheit.

10^{-13} sec: Das Licht legt $\frac{3}{100}$ mm oder $\frac{3}{1000}$ cm zurück. Wir können dafür auch schreiben: 3×10^{-3} cm. Das entspricht etwa dem Durchmesser des Kernes eines weiblichen Eies oder der doppelten Dicke menschlicher Nervenfasern.

10^{-14} sec: Die Lichtstrecke beträgt $\frac{3}{1000}$ mm oder 3×10^{-4} cm. Das ist etwa die Größe eines Blutplättchens.

10^{-15} sec: Wir sprechen von der milliardtel oder auch von der Femtosekunde. Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-5} cm. Viele der heimtückischen Viren haben etwa diesen Durchmesser. Übrigens liegt in diesen Größenordnungen auch etwa die Wellenlänge des sichtbaren Lichts.

10^{-16} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-6} cm. Wir treffen die ersten Riesenmoleküle an. Beispielsweise hat das Hämocyanin, ein Blutbestandteil der Tintenfische, eine derartige Größe. Der heutigen Technik gelingt es übrigens, Metallfolien herzustellen, die nur 1×10^{-6} cm dick sind. Die Wellenlänge des ultravioletten Lichtes liegt auch in diesen Größenordnungen.

10^{-17} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-7} cm oder 3 milliontel Millimeter. Auf elektrolytischem Wege gelingt es noch, Metallniederschläge in dieser „Dicke“ aufzubringen.

10^{-18} sec: Wir sprechen von der trilliontel oder Attosekunde. Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-8} cm. Eine Ölhaut kann gerade noch diese Dicke aufweisen, ohne daß sie sich in Einzelteile auflöst. Die Moleküle des Kochsalzes und des Alkohols liegen in dieser Größenordnung. Die Wellenlänge der Röntgenstrahlen liegt in diesem Bereich.

10^{-19} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-9} cm. Diese Größenordnung, in der ebenfalls noch die Wellenlänge der Röntgenstrahlen liegt, führt uns bereits in das Innere eines Atoms.

10^{-20} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-10} cm oder 3 milliardtel Millimeter. Der Durchmesser eines Wasserstoffatoms ist rund dreimal größer. Immerhin gibt es aber noch Strahlungen, die eine derartig kurze Wellenlänge haben, nämlich die Gamma-Strahlen.

10^{-21} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-11} cm. Hier ist noch die Wellenlänge der radioaktiven Strahlung zu nennen. Sonst fällt es schwer, irgendetwas zum Vergleich innerhalb des Atoms zu finden. Der durchschnittliche Abstand der ersten Schale, der sogenannten K-Schale, vom Atomkern, in der die atominnersten Elektronen gewissermaßen kreisen, ist rund 15 mal größer.

10^{-22} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-12} cm. Der Durchmesser der größten Atomkerne liegt etwa bei 2×10^{-12} cm.

10^{-23} sec: Die Lichtstrecke beträgt 3×10^{-13} cm oder 3 billiontel Millimeter. Das entspricht der Größe eines Elektrons. Die kleinste Länge, die „Elementarlänge“ ist erreicht. Kleiner geht es nimmermehr. Wir sind am Ende der Zeitreise durch die Mikrozeit angelangt.

In diesen kleinsten Größenordnungen passieren überhaupt die seltsamsten Dinge. Selbst wenn es uns gelänge, ein Supermikroskop zu entwickeln, um diese kleinsten Teile des Atoms sichtbar zu machen, so wäre doch eine Beobachtung und Erforschung dieser atomaren Teile sehr schwierig. Denn in dem Augenblick, in dem wir ein solches Elementarteil sehen, d.h., es durch einen Energiestrahle, sei es nun Licht, ein Röntgenstrahl oder dergleichen, erfassen, ist es plötzlich verschwunden. Es wurde durch die Energie des ihn erfassenden Strahles einfach verändert, zerstört oder verschoben. Es wäre fast dasselbe, als wollten wir eine Blattlaus mit einer großen Kneifzange von einem Blatt nehmen. Auch da wäre das Ergebnis nicht mehr zu gebrauchen.

Außerdem kann es in diesen kürzesten Zeitabschnitten plötzlich passieren, daß die Zeit – wenn auch nur für Bruchteile von winzigen Zeitabschnitten – rückwärts läuft. Normalerweise folgt auf jede Ursache eine Wirkung. Hier kann es vorkommen, daß die Wirkung zeitlich vor der Ursache eintritt. Im Gesamtverlauf der Zeit sind diese kleinen Unregelmäßigkeiten jedoch völlig bedeutungslos.

Wir haben unsere Reise durch die Mikrozeit beendet. Sie führte uns von einer Sekunde (10^0 sec) bis zur Elementarzeit (10^{-23} sec). 23 Zeitsprünge um jeweils ein Zehntel der vorher betrachteten Zeiteinheit haben wir hinter uns gebracht.

Um uns noch eine annähernde Vorstellung von der riesigen Zeitausdehnung zu machen, können wir folgende Relation aufstellen:

Die Elementarzeit (10^{-23} sec) verhält sich zu einer tausendtel Sekunde (10^{-3} sec) wie diese tausendtel Sekunde zu etwa 3 Milliarden Jahren (10^{17} sec).

Denn: $10^{-23} : 10^{-3} = 10^{-3} : 10^{17}$.

Die Tausendtelsekunde ist also etwa die geometrische Mitte zwischen der kleinsten und größten Zeiteinheit des Universums.

Wir haben versucht, uns die Größenordnungen der Zeit anschaulich zu machen. Wir können aber trotzdem noch keine befriedigende Antwort geben auf die Frage, was denn eigentlich die Zeit nun ist. Auch die Frage nach der Länge einer Zeiteinheit an sich können wir nicht beantworten; denn die „Zeit an sich“ gibt es schließlich nicht. Eine Zeiteinheit ist weiter nichts als die Dauer eines bestimmten streng periodischen Vor-

gangs, der unbedingt mit einem dreidimensionalen Körper verknüpft ist, zum Beispiel das Schwingen eines Pendels, die Umdrehung der Erde.

Wir erfahren bald, daß Zeit und Raum nicht voneinander zu trennen sind. Wenn der Physiker von einem „Raum-Zeit-Kontinuum“ spricht, so kommt den meisten von uns diese Definition sehr unverständlich vor. Dabei wenden wir im täglichen Umgang dieses Raum-Zeit-Kontinuum dauernd an. Sprechen wir von einem Bauwerk, so meinen wir ein örtlich ganz bestimmtes Gebäude in einer bestimmten Zeit. Die Benutzung des Kursbuches ist allen vertraut. Sie ist eine praktische Anwendung von Raum und Zeit.

Wir können rein rechnerisch jeden Punkt genau beschreiben, indem wir ihm Maßkoordination geben: Länge, Breite und Höhe. Hinzu kommt die Zeit als vierte Koordinate.

Wenn sich zwei Autos auf dem gleichen angenommenen Punkt Länge = + 52,235, Breite = + 12,401 befinden, so sagt das zunächst nicht allzu viel. Selbst wenn die Höhenangaben (z. B. + 10,45) gleich sind – es handelt sich in diesem Fall um eine normale niveaugleiche Kreuzung –, so ist noch nicht allzuviel zu befürchten. Erst bei gleichen Zeitkoordinaten bedeutet dies einen hoffentlich nicht allzu schweren Zusammenstoß. Bei gleichen Zeit-, aber ungleichen Höhenkoordinaten ist aus der Aussage zu folgern, daß wir es mit einer nicht niveaugleichen Kreuzung zu tun haben.

Wie wir uns auch drehen und wenden, wir bewegen uns stets in einem vierdimensionalen Raum. Bewegungen in den drei Dimensionen Länge, Breite und Höhe können wir selbst beeinflussen. Die Bewegung in der vierten Dimension, in der Zeit, ist von uns nicht zu steuern. Ob wir uns bewegen oder nicht, ob wir tätig sind oder rasten, die Zeit läuft stets weiter.

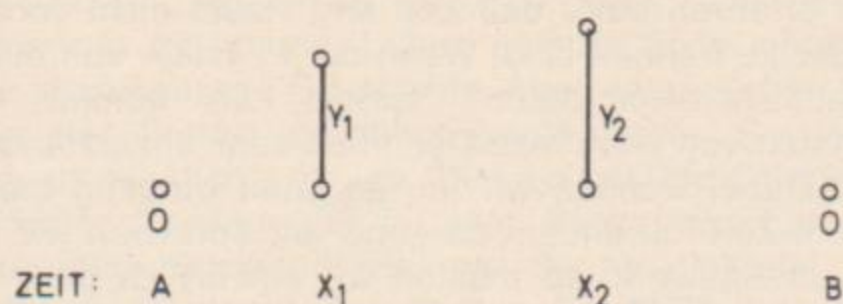
Wir reden hier zwar schon kühn von der vierten Dimension, doch vorstellen können wir sie uns nicht. Sie ist nur durch analoge Gedankenbilder konstruierbar. Als dreidimensionale, also körperhafte Wesen, können wir auch nur andere dreidimensionale Dinge mit unseren Sinnen erfassen. Es gelingt uns leichter, uns zweidimensionale oder eindimensionale Gebilde vorzustellen; doch wahrnehmen können wir auch sie nicht.

So paradox es klingt, wir können keine Flächen, keine Linien und keine Punkte erfassen. Was wir als Flächen annehmen, sind in Wirklichkeit Oberflächen eines Körpers. Auch das projizierte zweidimensionale Bild auf einer Leinwand oder einem Spiegel ist nur das Bild auf der Oberfläche dieses Körpers. Eine Leinwand ohne Dicke, eine Spiegelschicht mit der Dicke null gibt es nicht.

Genauso sind Linien nichts anderes als Schnittlinien oder Schnittkanten von Oberflächen, Punkte wiederum nur Schnittpunkte von Schnittlinien. An einem scharfkantigen Würfel können wir dies am besten erkennen. Der Bleistiftspitze auf dem Papier ist letztlich nur ein winzig kleiner Graphitberg auf der Oberfläche eines längeren flachen Papierkörpers.

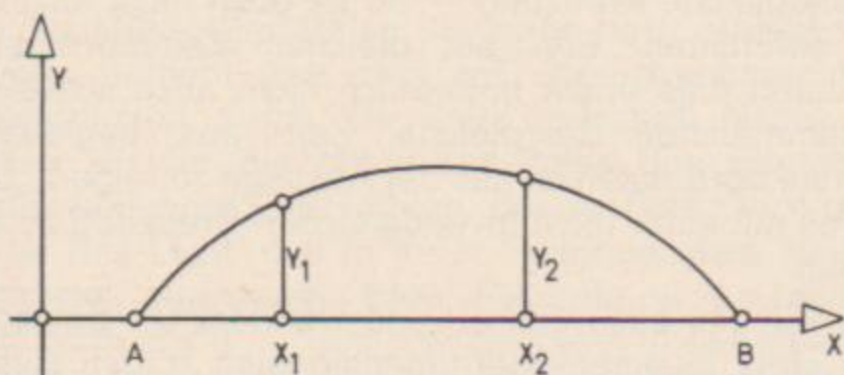
Als körperhafte Wesen können wir nur Körper wahrnehmen. Nur die gedankliche Abstraktion ermöglicht es uns, von reinen Flächen, Linien und Punkten (mit der Dimension null) zu sprechen. Wirklich zweidimensionale Wesen würden wir – vorausgesetzt, daß es sie überhaupt gäbe – gar nicht wahrnehmen können. Veränderungen der dreidimensionalen Körper nehmen wir allerdings durch die nächsthöhere

Dimension, die wir auch „Zeit“ nennen können, wahr. Wir können diese Veränderungen analog leicht an einem Beispiel der 1. und 2. Dimension darstellen.

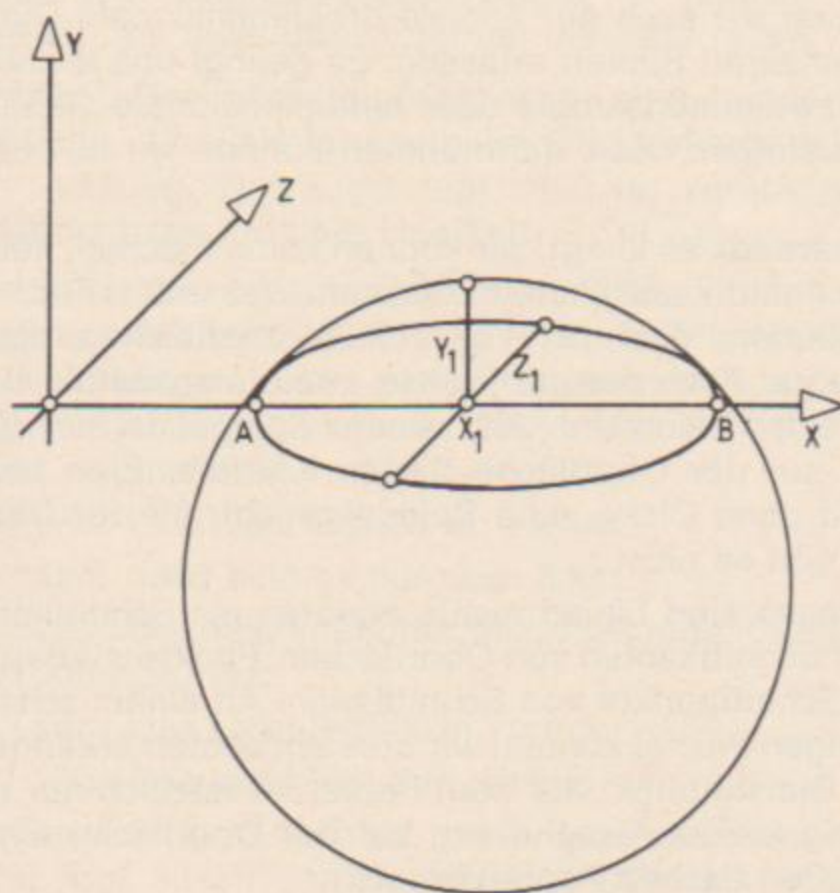


Nehmen wir ein eindimensionales System an, das nur die Länge kennt. Hier besitzt eine Länge im Zeitpunkt a die Größe 0, im Zeitpunkt x₁ die Größe y₁, im Zeitpunkt x₂ die Größe y₂ und im Zeitpunkt b schließlich wieder 0. Sie wächst also von der Größe null langsam, nimmt dann langsam wieder ab und verschwindet schließlich ganz. So sieht es zumindest für das eindimensionale Element aus.

Aus der Sicht der nächsthöheren Dimension, nämlich der zweidimensionalen Welt, bietet sich hierfür das Bild eines Kreissegmentes.



Die Abhängigkeit und Veränderung der linearen Größe y von der Koordinate x, dem Zeitfaktor der eindimensionalen Welt, ist klar ersichtlich. Aber wissen wir, ob auch diese Darstellung richtig ist? Vielleicht sieht das ganze Bild – dargestellt im dreidimensionalen Raum – noch ganz anders aus. Wir könnten es beispielsweise mit einem Kugelschnitt zu tun haben.



Und so ließe sich theoretisch dieses Spielchen weiter treiben. Nur können wir es uns nicht vorstellen, wie dann dieses Gebilde in einem vierdimensionalen Raum aussieht, geschweige denn in einem 5-, 6- oder n-dimensionalen Raum. Für den Mathematiker ist es kein Problem, mit mehrdimensionalen Räumen zu rechnen. Der Physiker spricht gelassen vom vier-

dimensionalen Zeit-Raum. Für den normalen Bürger fängt es hier jedoch an, so langsam unbehaglich zu werden.

Wenn wir hier jedoch schon vom vierdimensionalen Zeit-Raum sprechen, so müssen wir noch kurz die sogenannte Einsteinsche „Zeitdilatation“ erwähnen. Nach der Relativitätstheorie von Einstein ist die Zeitgeschwindigkeit nicht konstant. Die Zeitgeschwindigkeit ist nämlich abhängig von der räumlichen relativen Geschwindigkeit des Objektes. Mit zunehmender Geschwindigkeit verlangsamt sich die Zeit. Ein Raumschiff, das sich nahezu mit Lichtgeschwindigkeit durch das Weltall bewegt, würde nach der Erdzeit vielleicht nach einigen Jahrzehnten auf die Erde zurückkehren. Für die Besatzung sind jedoch inzwischen nur wenige Monate vergangen.

Vorstellbar ist diese Theorie nicht. Bewiesen auch noch nicht, da es bisher noch nicht gelungen ist, ein derart schnelles Fortbewegungsmedium zu konstruieren. Mathematisch läßt sie sich jedoch aus der Relativitätstheorie folgern. Das einzige, das wir dazu im Augenblick nur sagen können, ist die Erkenntnis, daß viel Bewegung vielleicht jung erhält.

Diese geheimnisvollen Eigenschaften der Zeit haben schon manche Phantasie beflügelt. Zukunftsromane und Science-Fictions-Stories beschäftigen sich mit dem Problem der Zeitmaschine, der Zeitreisen, der unterschiedlichen Zeitgeschwindigkeit und vieler rätselhafter Randerscheinungen, die in schriftstellerischer Freiheit mehr oder minder abenteuerlich ausgeschmückt werden. Schließen wir also unsere Gedanken zur Zeit mit der Erkenntnis, daß doch manches, das uns wie selbstverständlich umgibt, im Grunde noch viele Rätsel verbirgt.

**Direktor Peter Müller
Mitglied des Hauptausschusses des
Deutschen Volksheimstättenwerks**

Der Vorstand des Deutschen Volksheimstättenwerks in Köln hat Herrn Direktor Peter Müller, Geschäftsführer des Beamtenheimstättenwerks (Berlin und Hameln), zum Mitglied des Hauptausschusses des Volksheimstättenwerks berufen.

Kostensenkung für Bausparverträge beim BHW

Beim Beamtenheimstättenwerk Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst gelten im Jahre 1970 und weiter – solange es die Ertragslage gestattet – die folgenden Kosten- und Zinsbedingungen:

1. 4½ % Zinsen jährlich für Zuteilungsdarlehen anstelle der in den Bausparbedingungen vorgesehenen 5 % jährlich.
2. 25 % Prämienrückgewähr für die Risikolebensversicherung.
3. Verwaltungsgebühren für vorzeitige Darlehen und Bearbeitungsgebühren für Wohnungsbauprämien werden bis auf weiteres nicht erhoben.

Bausparguthaben werden beim Beamtenheimstättenwerk mit 3 % jährlich verzinst.

Jahrestreffen 1970 in Freiburg/Br.

Zeitplan

Das Jahrestreffen 1970 findet vom 27. bis 29. April 1970 in Freiburg (Breisgau) statt. Als Leitthema haben wir für dieses Jahr gewählt:

„**Beamtentum im Wandel**“.

Folgendes Rahmenprogramm ist vorläufig vorgesehen:

Montag, 27. 4. 1970

- 10.00 Uhr: Sitzung des Hauptvorstands
- 14.00 Uhr: Arbeitssitzung
- 19.30 Uhr: Geselliges Beisammensein (Begrüßungsabend)

Dienstag, 28. 4. 1970

- 9.30 Uhr: Arbeitssitzung
- 14.30 Uhr: Vortrag von Prof. Dr. Papalekas, Ruhr-Universität Bochum: „Industriegesellschaft im Wandel“ mit anschließender Diskussion in Arbeitsgruppen

Mittwoch, 29. 4. 1970

- 9.30 Uhr: Vortrag von Pr Dr. Florian OPD Münster: „Berufsbeamtentum im Wandel“ mit anschließender Diskussion in Arbeitsgruppen
- 15.00 Uhr: Festvortrag im Kaufhaussaal am Münsterplatz
- 19.30 Uhr: Gesellschaftsabend im Kursaal von Kirchzarten

Die Arbeitssitzungen und die Vorträge – außer Festvortrag – finden im Jägersaal des Gasthauses „Alte Burse“ statt.

Unterkunft und Meldung der Teilnehmer

Der Bezirksverein Freiburg/Br. wird wegen der Quartiere Anmeldeformulare an alle Bezirksvereine senden. Da erfahrungsgemäß nicht alle Teilnehmer von diesen Quartiermöglichkeiten Gebrauch machen, bitten wir Sie um Mitteilung aller Teilnehmer des Vertretertages an den Hauptvorstand (spätestens zum 1. 4. 1970).

Reisekosten

Wie in den vergangenen Jahren werden grundsätzlich die Kosten für die Entsendung je eines Vertreters der Bezirksvereine übernommen. Allerdings müssen die Kollegen, die Mitglieder des Hauptvorstandes sind, den betreffenden Bezirksvereinen dann angerechnet werden, wenn für mehr als ein Mitglied des Bezirksvereins der Hauptvorstand die Kosten trägt. Sofern also dem Bezirksverein zwei oder mehr Mitglieder des Hauptvorstandes angehören, werden die Kosten für einen weiteren Vertreter des Bezirksvereins nicht übernommen. Wir bitten, die Namen der Kollegen, für die der Hauptvorstand die Kosten übernimmt, der Anlage zu entnehmen. Der Hauptvorstand erstattet

diesen Kollegen Reise- und Übernachtungskosten gemäß Stufe C sowie Eisenbahnfahrkarten 2. Klasse.

Anträge für die Tagesordnung des Vertretertages

Wie bereits im Rundschreiben Nr. 6/69 bekanntgegeben, müssen die Anträge für die Tagesordnung des Vertretertages bis zum 1. 3. 1970 in doppelter Ausfertigung vorgelegt werden, damit sie noch rechtzeitig allen Bezirksvereinen bekanntgegeben werden können. Wir bitten, die Anträge auf Fragen von grundsätzlicher Bedeutung zu beschränken, damit für die zentralen Anliegen des höheren Dienstes genügend Zeit verbleibt.

Mitgliederstand der Vereinigung

Die Bezirksvereine werden gebeten, dem Hauptvorstand die Zahl der Mitglieder nach dem Stand vom 1. März 1970, getrennt nach Aktiven und Ruhestandsbeamten, bis zum 1. April 1970 mitzuteilen.

Im vergangenen Jahr haben eine Reihe von Bezirksvereinen die unter 1. und 2. dieses Rundschreibens gesetzten Termine versäumt. Auch die Teilnehmer am Vertretertag wurden z. T. nicht gemeldet, so daß die Aufstellung eines Teilnehmerverzeichnisses kaum möglich war. Wir bitten zur Erleichterung der Arbeit des Hauptvorstandes dringend, die Termine jeweils einzuhalten.

Reise in die Schweiz und die franz. Alpen

Im Anschluß an das Jahrestreffen in Freiburg wird vom 30. 4. bis 10. 5. 1970 von der FEFAS – PTT-Comité des contacts – unter Leitung von Ltd. OPDir Dr. Keßler eine Studienreise mit Bus durchgeführt:

Freiburg – Bern (Besichtigung der Schanzenpost, Treffen mit Schweizer Postkollegen) – Montreux (3 Tage Aufenthalt mit Rundfahrt um den Genfer See: Lausanne – Genf – Evian) – Megève (1 Woche Aufenthalt in einem französischen Posterholungsheim mit Ausflügen nach Chamonix, Courmayeur, Cervinia, Annecy. Treffen mit französischen und italienischen Postkollegen).

Bergbahnfahrten sind auf die Aiguille du Midi (3850 m hoch am Mont Blanc) und auf den Furggengrat (3500 m hoch am Matterhorn) geplant.

Reiseteilnehmerpreis für Fahrtkosten (ohne Bergbahnen), volle Verpflegung und Trinkgelder: DM 400,- (von und bis Freiburg).

Die Reise kann auf die Zeit vom 30. 4. bis 3. 5. verkürzt werden; dann entfällt der Aufenthalt in Megève, es wird aber ein Ausflug von Montreux nach Chamonix eingerichtet. Reiseteilnehmerpreis von und bis Freiburg: DM 220,-. Einzelzimmerzuschlag: DM 3,- je Nacht für beide Reisen. Nichtverbrauchte Beträge werden – wie üblich – zurückerstattet.

Zu der Reise werden vor allem die Teilnehmer am Jahrestreffen eingeladen, aber auch alle übrigen Kollegen der Bezirksvereine und deren Angehörige können daran teilnehmen. Die An- und Abreise nach und von Freiburg wird organisiert, sobald die Anschriften der Reiseteilnehmer bekanntgeworden sind.

Mehrpreis für die Hin- und Rückreise ab und bis Hamburg mit Schlafwagen z. B. DM 140,—. Von anderen Orten entsprechend weniger. Abreise von den Heimatorten am 29. 4. morgens, Rückkehr dorthin am 10. 5. spätabends bzw. am 11. 5. morgens.

Interessenten werden gebeten, umgehend auf einer Postkarte an Ltd. OPDir Dr. Keßler, 2 Hamburg, PSchA, mitzuteilen: Name, Anschrift, Rufnummer, ferner Teilnahme

- a) ab und bis Freiburg
- b) ab und bis Heimatort
- c) 4-Tage- oder 11-Tage-Reise
- d) Einzelzimmer.

Aus der Arbeit des Hauptvorstandes

Wie bereits im Nachrichtenblatt Heft 1 von März 1970 kurz mitgeteilt worden ist, haben am 24. 2. 1970 im BPM Gespräche des Hauptvorstandes (Orth, Kutz, Paffen, Elias) mit Herrn Staatssekretär Gscheidle und anschließend mit dem Abteilungsleiter III, Herrn Ministerialdirektor Distel, in Anwesenheit der Herren Ministerialdirigent Schumacher und Ministerialrat Wolf stattgefunden.

Gespräch des HV mit Staatssekretär Gscheidle

Zunächst empfing Staatssekretär Gscheidle die genannten Mitglieder des Hauptvorstands zu einem Gespräch. An der Aussprache über aktuelle Probleme des höheren Dienstes nahmen auch der persönliche Referent des Staatssekretärs, OPDir Dr. Neuhoff, teil. Gesprächsthemen waren im wesentlichen:

1. Neuorganisation der DBP

Hierzu erklärte Staatssekretär Gscheidle, daß die Kommission „Organisation der DBP“ dem Minister bis Ende April Empfehlungen für den Entwurf eines neuen Postverfassungsgesetzes (anstelle des bisherigen Postverwaltungsgesetzes) geben soll. Danach werde man sich dann verstärkt der inneren Organisation der DBP (zweckmäßige Organisation des BPM und der OPDn sowie Fragen der optimalen Größe der Ämter) zuwenden. Auf die Bitte unseres 1. Vorsitzenden, APr Dipl.-Ing. Orth, gab Staatssekretär Gscheidle sein Einverständnis dazu, daß der Leiter der im BPM gebildeten Arbeitsgruppe Organisation DBP, MinR Kretschmann, den HV der Vereinigung laufend über Einzelheiten des Standes der Neuorganisation informiert.

2. Wege zur besseren Information der Führungskräfte

Herr Orth trug hierzu vor, daß die höheren Beamten als Führungskräfte unserer Verwaltung vielfach das Gefühl hätten, über grundlegende, aktuelle Probleme vom BPM nicht genügend informiert zu werden. Ziel der Verwaltung müsse es aber sein, die Führungskräfte durch bessere Information zum Mitdenken anzuregen. Die Probleme unserer Verwaltung, die betrieblichen Zielsetzungen usw. müßten innerhalb der Führungskräfte ständig diskutiert werden. Staatssekretär Gscheidle stimmte dem im wesentlichen zu. Er führte dazu aus, daß er beabsichtige, in der Fach-

Überweisungen von Kollegen bei Versetzungen

Seit einiger Zeit halten die Besoldungskassen die Mitgliederbeiträge von Kollegen, die in einen anderen Bezirk versetzt worden sind, nicht mehr automatisch ein. Als Grund wird die unterschiedliche Beitragshöhe in den einzelnen Bezirksvereinen angeführt. Um Beitragsausfälle zu vermeiden, werden die Bezirksvereine dringend gebeten, bei Versetzungen von Kollegen in andere Bezirke die aufnehmenden Bezirksvereine schriftlich von der Versetzung zu verständigen (sog. Überweisung).

In den vergangenen Tagen wurde den Bezirksvereinen das Faltblatt zur Werbung neuer Mitglieder zugesandt. Um rege Verwendung wird gebeten.

zeitschrift der DBP „Brief der Führungsakademie“ ein Diskussionsforum für allgemein interessierende Fragen einzurichten.

3. Leistungsauslese und Beurteilungssystem

Herr Orth wies darauf hin, daß die bisher praktizierte Leistungsauslese mangelhaft gewesen sei und objektiver gestaltet werden müsse. Das Leistungsprinzip müsse Vorrang vor sozialen Gesichtspunkten haben. Bisher habe man auch den Fehler gemacht, viele Beamte in einem zu vorgerücktem Alter in Führungspositionen zu bringen. Bei einer überalterten Führungsspitze bestehe aber die Gefahr, daß von dieser keine Initiativen ausgehen. Diese seien aber gerade in der heutigen Zeit dringend notwendig. Von den Führungskräften müsse auch eine Bereitschaft zum Wechsel zwischen BPM und Außenverwaltung gefordert werden, weil sich gerade dieser Wechsel fruchtbringend für die Verwaltung auswirke. Im Prinzip ging Staatssekretär Gscheidle auch hier mit der Meinung des HV einig, wies jedoch darauf hin, daß nicht von heute auf morgen Abhilfe geschaffen werden könne. Es brauche eine gewisse Zeit, ehe Änderungen sichtbar würden. Auf die Frage des Beurteilungssystems angesprochen, sagte Staatssekretär Gscheidle, es sei äußerst schwierig, einen objektiven Bezugspunkt für die dienstlichen Beurteilungen zu finden. Solange es bei der DBP keine Erfolgskontrolle gebe, solange habe man auch keinen echten Leistungsmaßstab.

Zum Schluß des in einer harmonischen Atmosphäre verlaufenden Gesprächs wurden noch kurz Fragen der Mitbestimmung erörtert.

Gespräch mit dem Abteilungsleiter III des BPM

1. Beförderung nach A 14

Nach Auskunft des BPM sind die vom Hauptvorstand vorgetragene Befürchtungen, daß mit einer wesentlich längeren als bisher üblichen Wartezeit von der Anstellung bis zur Verleihung des 1. Beförderungsamtes gerechnet werden müsse, zur Zeit nicht begründet. Das BPM ist bestrebt, im laufenden Jahr und voraussichtlich auch 1971 an der bislang geübten Verwaltungspraxis festzuhalten.

Der Hauptvorstand hat nochmals nachdrücklich auf das Problem der Benachteiligung der jüngeren Kol-

legen durch die BPMVfg III H 1 8100 vom 27. 8. 1965 hingewiesen, nach der Beamte nach einem Jahr Dienstzeit bereits mit Vollendung des 32. Lebensjahres angestellt werden können.

2. Beförderung nach A 15

Wir haben darauf hingewiesen, daß nach unserer Ansicht der Stellenpuffer zur Zeit zu groß sei und die verhältnismäßig lange Wartezeit bis zur Beförderung zu einer Verbitterung der betroffenen Kollegen führe. Gegenstand eingehender Erörterung war die Verfahrensweise bei der Auswahl von Beamten für die Übertragung von A 15-Dienstposten und für die nachfolgende Beförderung. Wir haben unseren Standpunkt bekräftigt, daß die Auswahl weitgehend unter Beachtung des Leistungsprinzips getroffen werden sollte.

Das BPM teilte mit, daß 17 Beförderungen bevorstünden (in der Zwischenzeit sind einige Beförderungen bereits ausgesprochen worden). Die Auswahl der zu befördernden Beamten sei nach verschiedenen Gesichtspunkten erfolgt, wobei die Leistung gebührend berücksichtigt worden sei.

3. Gegenstand der weiteren Besprechung waren Fragen des Beurteilungssystems, der Mitbestimmung, der Ausschreibung höher bewerteter Dienstposten, der Laufbahngestaltung, der analytischen Bewertung und der Aufwandsentschädigung für Amtsvorsteher.

Frauen im Dienst der Post

Das Institut für wissenschaftliche Ordenskunde Berlin bittet um Mithilfe in der nachstehenden Angelegenheit:

Schon im 1. Weltkrieg waren mehr und mehr Frauen in den Dienst der Reichspost getreten, da durch die stärker werdende Einziehung männlicher Postbeamter und -angestellter ein spürbarer Mangel an Arbeitskräften eintrat. So gab es Briefträgerinnen, Schalterbeamtinnen, Paketwagenfahrerinnen usw. Diese trugen im wesentlichen – bei Berücksichtigung des weiblichen Charakters – die gleiche Dienstkleidung wie ihre männlichen Kollegen, nur wurden eben einzelne Kleidungsstücke ersetzt, so z. B. die Hosen durch einen Rock, die Jacke mit verändertem Schnitt usw.

Im 2. Weltkrieg wurde der Fraueneinsatz zu einer immer zwingender werdenden Notwendigkeit. So wurden denn auch Dienstkleidungsbestimmungen für Gefolgschaftsmitglieder der Deutschen Reichspost, die nicht im Beamtenverhältnis standen, erlassen. Diese wurden dann im Laufe des Krieges geändert und sind heute vergessen.

Der Unterzeichnete ist seit langem damit befaßt, alle heute nur noch erreichbaren Unterlagen zur Geschichte der weiblichen Dienstkleidung bei der Post zu sammeln, wobei jeder Text und jedes Bild nur leihweise für wenige Tage benötigt wird. Für Hilfe und Unterstützung ist dankbar

Dr. Klietmann
1 Berlin 12, Leibnizstr. 48

Selbstbetrachtungen einer Telegrafentaste

Ich bin eine Telegrafentaste. Meine Aufgabe, am Wege zu stehen und Drähte zu tragen, auf denen meist nicht telegraphiert sondern telefoniert wird, gibt mir kein Recht zu besonderem Stolz. Was mich aber über meine Kolleginnen in Arizona und Uganda oder sonstwo in der Welt hinaushebt, ist mein sozialer Zweck, vielen Familienvätern mit Frauen und Kindern Lohn und Brot zu geben. Meine Fürsorge reicht über alle Besoldungsgruppen, Ortsklassen und Familienzulagen des Staates.

Schon lange vor meiner Metamorphose von einem schlichten, gerade gewachsenen Baumstamm der Gattung *Picea* zu einer amtlich geprüften und registrierten Telegrafentaste bemüht sich eine stattliche Zahl ebenfalls amtlich geprüfter und registrierter Männer und Frauen um meine Einplanung in einen Etat, um die gewissenhafte Abfassung von Bearbeitungsvorschriften, Güteprüfbedingungen, Wartungsanweisungen und Verwaltungsbestimmungen, denen ich unterliege, und um die fiskalisch einwandfreie und jedem Rechnungshof standhaltende Festlegung der einschlägigen Anordnungen für die Auftragsvergabe, die Preisprüfung, den Versand und die Lagerung einschließlich der Gewährleistungsverpflichtungen für den Auftragnehmer.

Wochen und Monate, die sich schließlich zu Jahren runden, fertigen Angehörige aller Laufbahnen Vorgänge, halten Rückfragen, stellen Anträge, prüfen und ändern sie, legen sie Vorgesetzten vor, zeichnen sie je nach ihren Dienstbefugnissen schwarz, rot, blau oder grün gegen, nehmen den ihnen zustehenden Urlaub, werden im Rahmen der bestehenden Richtlinien befördert oder versetzt und beschäftigen sich auf ihre Weise mit meiner Prae-Existenz.

Mit meinem Dasein als Taste erwachsen den Behörden vielfältige neue Aufgaben, deren Bewältigung den Einsatz weiterer Kräfte erfordert. Meine Vereinnahmung in fiskalischen Besitz, meine Lagerung und meine Zuweisung zu einer bestimmten Baustelle erheischen viel Papier, das von allen möglichen Ämtern und Abteilungen beschrieben, beglaubigt, festgestellt und bestempelt werden muß. Wie bedauere ich meine armen Schwestern in den australischen Steppen, in Zentralafrika oder Alaska, die völlig stumpf dahinvegetieren, kaum geschlagen schon Dienst tun, ungeprüft, unverwaltet, niemals in ihrem Leben überhaupt aktenkundig geworden. Wer kümmert sich jemals um sie?

Mein Weg ist geordnet. Noch ehe ich endlich meine Arbeit als Stütze vieler Drähte verrichten darf, werde ich gegen Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe, Käfer und Würmer, Vögel und Nagetiere geimpft und erhalte meine Approbation durch viele Plomben und Schilder, die mich mein Leben lang zieren. Ungezählte fleißige Räte, Assessoren, Inspektoren, Sekretäre und Assistenten widmen ihre ganze Kraft meinem Ergehen in Testen, Entwürfen, Plänen und Berechnungen, bis ich eines Tages sorgfältig erprobt meinen Dienst als kleines aber notwendiges Glied in dem weltweiten Organismus des Nachrichtenwesens aufnehmen kann im stolzen Bewußtsein meiner Funktion als Nährmutter der vielen Menschen, die mich verwalten.

Hans im Walde

Fachbuchreihe für den Post- und Fernmeldedienst

Herausgegeben von Josef Distel, Dipl.-Ing. Walter Koropp, Dr. Richard Kießler u. a.

Unser Verlagsprogramm umfaßt Fachbücher, welche für die Ausbildung, den Unterricht und Dienstgebrauch bestimmt sind und einen zuverlässigen Helfer bei Fortbildung und täglicher Arbeit darstellen. Nachstehend bringen wir eine Auswahl von Titeln, deren Anschaffung empfohlen werden kann. Es sind lieferbar:

Band 4	OPR a. D. Dr. HAAK			Band 54	Pr Dipl.-Ing. KNEBEL		
	Einführung in die Leitungstechnik				Telegraphen-, Land- und Seekabel, Fernsprechseekabel		
	4. verbesserte und erweiterte Auflage, 131 Seiten mit 131 Abb., kart.	DM 7,50			256 Seiten mit 140 Abb., Ganzleinen	DM 38,-	
Band 7	OPDir a. D. Dr.-Ing. SCHIWECK und Ing. SCHOMBURG			Band 55	APr Dr.-Ing. BURKERT		
	Einführung in die Fernschreibvermittlungstechnik				Der technische Kraftfahrdienst bei der Deutschen Bundespost		
	Teil I Deutsche Technik				576 Seiten mit 357 Abb., Ganzleinen	DM 20,-	
	460 Seiten mit 254 Abb., Ganzleinen	DM 40,-		Band 56	TFOAm BÜRRIG		
Band 8	OPDir a. D. Dr.-Ing. SCHIWECK und Ing. SCHOMBURG				Bestimmungen über Ton- und Fernseh-Rundfunkgenehmigungen		
	Einführung in die Fernschreibvermittlungstechnik				68 Seiten, kart.	DM 4,80	
	Teil II Deutsche und ausländische Technik			Band 57	TFAm FICK		
	636 Seiten mit 235 Abb., Ganzleinen	DM 64,-			Dioden, Zenerdioden und Transistoren in der Unterrichtspraxis mit Versuchsanleitungen		
Band 11	APr Dr. OELPKE				379 Seiten mit 202 Abb., kart.	DM 28,-	
	Gesetzsammlung für den Post- und Fernmeldedienst			Band 59	OPDir NUGEL		
	13. Ergänzungslieferung 1970				Der Geschäftsgang bei der Deutschen Bundespost		
	532 Seiten	DM 28,70			ca. 80 Seiten, kart.	ca. DM 14,-	
Band 11 a	APr Dr. OELPKE			Band 47	OPDir Dr. LINDNER		
	Gesetzsammlung für den Post- und Fernmeldedienst				Der Postbeförderungsdienst		
	Teil I Postverfassungs- und Nutzungsrecht				ca. 320 Seiten mit vielen Abbildungen	ca. DM 36,-	
	360 Seiten Loseblattform in Ringheftermappe	DM 26,50		Band 12	FOAR OCHS		
	1. Ergänzungslieferung 1968				Grundzüge der Linientechnik		
	64 Seiten	DM 4,-			Einführung und Überblick		
	2. Ergänzungslieferung 1970	DM 7,-			480 Seiten mit etwa 100 Abb., Ganzleinen	DM 42,-	
Band 35	Pr Dr. WIESEMEYER und MinDir DISTEL			Band 23	OPDir Dipl.-Ing. KRAUSE		
	Grundriß des Bundesbeamtenrechts				Ortsämter mit Wahlbetrieb		
	2. Auflage, 300 Seiten, kart.	DM 9,50			6. Auflage in Vorbereitung		
Band 39	Prof. Dipl.-Ing. SCHÖNFELD				512 Seiten mit etwa 275 Abb., Ganzleinen	DM 38,-	
	Einführung in die Fernsprech-Nebenstellentechnik						
	592 Seiten mit 377 Abb., Ganzleinen	DM 64,-					
Band 44	MinDir DISTEL						
	Personalvertretung bei Behörden						
	2. verb. Auflage, 500 Seiten, Ganzleinen	DM 26,-					
Band 45	PR a. D. MÜLLER-FISCHER						
	Zeittafel zur Geschichte des Post- und Fernmeldewesens						
	90 Seiten mit Abb., kart.	DM 4,-					
Band 48	FOAm NEMITZ						
	Der Fernmelderechnungsdienst bei der DBP						
	329 Seiten mit 76 Abb. einschließlich der Ergänzungslieferung 1966 (Loseblattsammlung)	DM 14,50					
	Sammelmappe	DM 3,50					
	Ergänzungslieferung 1966 einzeln	DM 10,50					
	Ergänzungslieferung in Vorbereitung						
Band 51	Pr Dipl.-Ing. KNEBEL						
	Fernsprech- und Telegraphenkabel einschließlich der Seekabel						
	268 Seiten mit 152 Abb., Ganzleinen	DM 36,-					
Band 52	POAR REIMER (Herausgegeben von MinDirig Dr. Jung)						
	Handbuch für das Personal des Postscheckdienstes						
	6. verbesserte und erweiterte Auflage, 192 Seiten, kart.	DM 18,50					

Bestellungen nehmen der Verlag sowie jede Buchhandlung entgegen

DAMM-VERLAG KG · Goslar - Braunschweig

338 Goslar · Postfach 87 · Ruf (0 53 21) 2 36 06